

Die
Pfarrfrau von Gestrich.

Eine wahre Geschichte,
nach den Acten des Zösteiner Archivs der Jugend und dem
Volke erzählt

von

Ottokar Schupp.

Mit vier Abbildungen.

Wiesbaden.

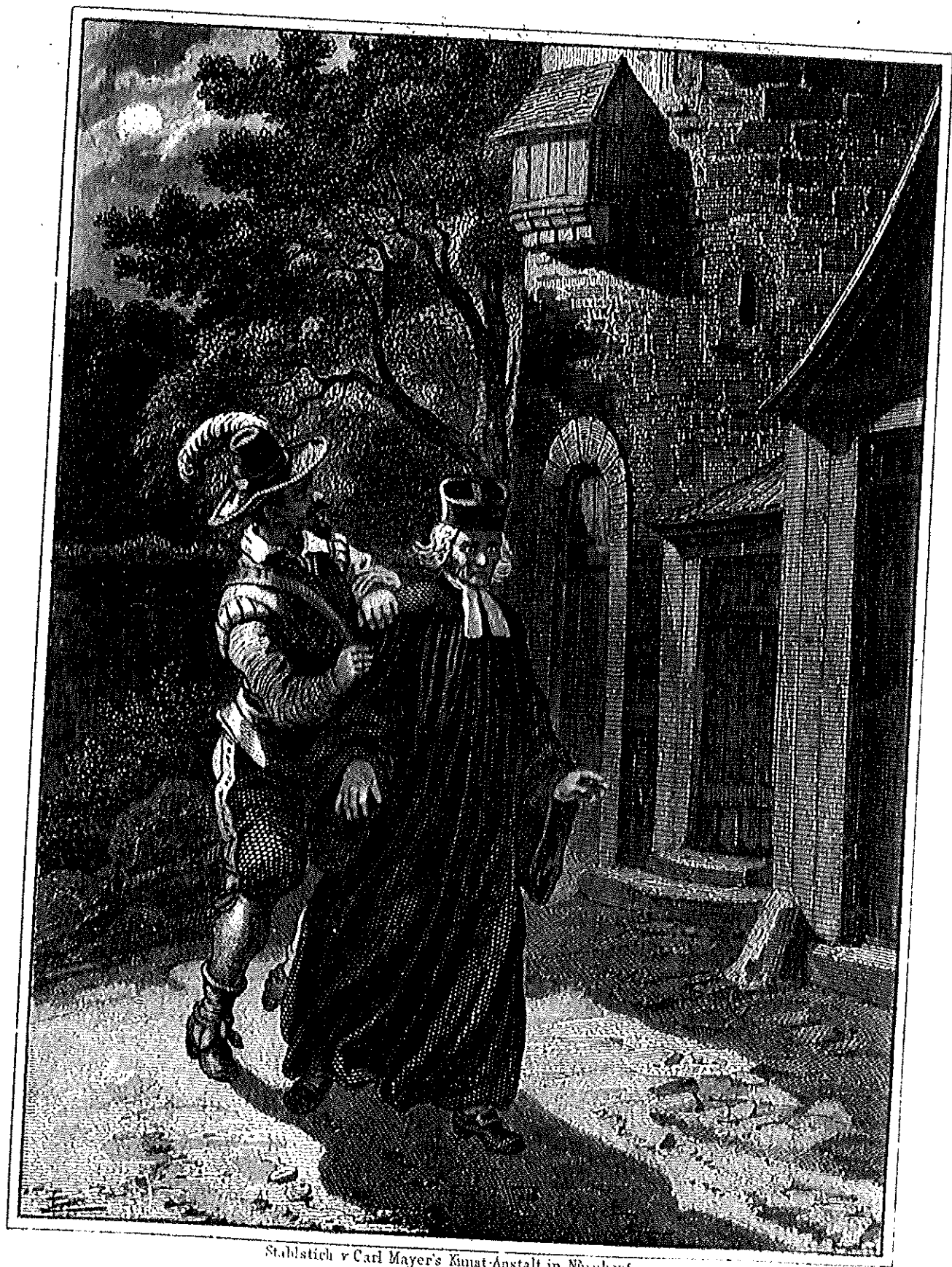
Julius Niedner, Verlagsbuchhandlung.

1869.

Philadelphia,
bei Schäfer & Koradi.

I.

In den wunderlieblichen Junitagen des Jahres 1675 saß zur späten Nachmittagsstunde der alte Pfarrer von Hestrich Johannes Wicht in seiner Studirstube, die hagere Gestalt über ein großes in Schweinsleder gebundenes Buch gebeugt, als wenn er in den Inhalt desselben tief versunken wäre. Das schien aber nur so. Wer ihn genauer beobachtete, der merkte, daß er nicht las, sondern träumerisch über die Buchstaben wegsah. Seine Gedanken beschäftigten sich mit ganz andern Dingen, als der dickeibigten Weisheit in seinem Buche. Denn zuletzt verließ er es völlig und stellte sich an das geöffnete Fenster. Es war jedoch nicht die labende Kühle, die jetzt draußen eintrat, oder der süße Wohlgeruch, den der Abendwind von den blühenden Apfelbäumen stromweise herbeiführte, die ihn in seinem dumpfig heißen Zimmer unruhig machten. Ihn hatte noch nie der prachtvollste Sonnenuntergang oder der wonnigste Sommerabend von seinen Büchern weggelockt. Ueber seinen Büchern vergaß er Alles. So war es auch ganz gewiß nicht rings die armuthige Waldgegend oder die majestätische Gestalt des Feld=



Stabstich v Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

Verlag von Julius Neidner in Wiesbaden

bergs, der nur in weniger Stunden Entfernung vor ihm stand, weshalb der gelehrte Pfarrer hin und wieder so scharfe Ausschau hielt. Wenn ihm jemals diese Berge ein Interesse eingeflößt hatten, so hatte er es längst verloren. Denn es war ihm schon seit einer langen Reihe 27 Jahren reichlich die Gelegenheit geboten, sie zu den verschiedensten Tag- und Jahreszeiten und in den verschiedenartigsten Gestaltungen zu betrachten. Der Grund, daß sich der alte Herr heute so auffallend benahm, mußte Etwas sein, was sein Gemüth in höhere Wallung setzte und störend in den einförmig regelmäßigen Gang seines Lebens eingriff. Und so war es auch. Wenn er zum Fenster hinausblickte, dann hatte er besonders einen Weg im Auge, der von der Frankfurt-Rölnner Straße ab nach Hestrich führte. Dorthier sollte noch heute Abend sein ältester Sohn kommen, der, nachdem er die Universität besucht und alle Examina löblich bestanden hatte, als Candidat der Theologie in's Vaterhaus zurückkehrte.

Der Pfarrer Johannes Wicht hatte viele Kinder, aber von Allen der Liebste war ihm sein Erstgeborener, sein Heinrich. Ist es darum zu verwundern, daß der gelehrte Herr einigermassen aus dem gewohnten Gleichgewicht kam? — Während aber die Erwartung oben in der Studirstube nur eine kurze Unterbrechung in der gewohnten Thätigkeit verursachen konnte, wirkte sie im unteren Stockwerk ganz anders.

Dort hatte das jüngere, feurigere Element der heranwachsenden Wichte ihre Heimathsberechtigung. Sie hatten noch nicht gelernt, ihren Gefühlen irgend einen Zwang an-

zuthun, und äußerten ihre Freude mit unaufhörlichem Jauchzen und Laufen. Die gute Mutter hatte ihre liebe Noth.

Sie vermochte kaum vor ihnen noch einige Verzierungen zum Empfang des Sohnes in der Wohnstube anzubringen und in der Küche Vorbereitungen zu einem festlichen Mahle zu treffen.

Stets hingen Etliche an ihren Kleidern oder ihrer Schürze und forderten mit ihrem endlosen Fragen: „Mutter, wann kommt er denn? Mutter, wie sieht er denn aus? Kann er auch schon predigen, wie der Vater?“ ihre höchste Geduld heraus. Kaum hatte sie sich indessen von diesen ungestümmen Fragern losgemacht und den wildesten Ausbrüchen des Muthwillens ein wenig gewehrt, so mußte sie in anderer Art wieder Auskunft geben. Der kleine Gotthold wollte seinem Bruder zum Empfang seinen Pluto schenken und pries mit lauter Stimme die seltenen Eigenschaften dieses schmutzigen Rötters. Die kluge Magdalene gedachte dagegen viele Ehre einzulegen mit einem blühenden Rosenstöckchen. Ueber diesen Herrlichkeiten fingen nun die Kleinsten an zu weinen, weil sie gar nichts hätten. Und die Mutter mußte wieder trösten, daß sie ja ihre Ziegenböckchen und ihre Schafälämmchen geben könnten. Aber mitten in dem Tumult leuchtete das Auge der Mutter von froher Erwartung, und bei dem geringsten Lärm eilte die rüstige Frau auf die Treppe und schaute dann jedesmal lange die Gasse hinunter, den linken Arm in die Seite gestemmt und mit der rechten Hand die Augen überschattend.

Dem Pfarrer war es doch endlich gelungen, sich in seine gelehrten Abhandlungen zu versenken und Alles zu vergessen; da hörte er, wie seine „Hausfrau“, seine geliebte Cäcilia, einen lauten Freudenschrei ausstieß, und als er an's Fenster stürzte, kam er noch gerade recht, um zu sehen, wie sie einen jungen rothwangigen Menschen mit langem Lockenhaar umarmte und dann wieder von sich abhielt und ihn von Neuem küßte und umarmte, und wie die ganze Kinderschaar an ihm hing.

„Mein Heinrich, mein Heinrich,“ rief der Alte und stürmte rasch wie ein Jüngling die Treppe hinunter. Es war ein hoher Freudentag für die ganze Familie, als der junge Heinrich Wicht heimkehrte. —

Die Mutter wollte diesen Tag roth anstreichen im Kalender; denn sie gedachte, nun würde es noch viel schöner, noch viel lustiger werden, als bisher im Pfarrhause zu Gestrich.

Ach, sie ahnte ja nicht das entsetzliche Geschick, das gleich einer schwarzen Wetterwolke unheilbrohend über ihrem friedlichen Dache schwebte.

Allerdings sah die frische, kräftige Erscheinung des jungen Heinrich nicht aus wie Unheil und Unglück. Seine lauen Augen waren sanft und gut wie die der Mutter, und eine kindlichfrohe Heiterkeit lachte beständig aus seinem süßlichen Gesicht. Wer ihn sah, dachte gewiß nicht an finstere Wetter, sondern an hellen Sonnenschein. Und doch sollten die Stunden seiner Ankunft verhängnißvoll werden.

Am Abend desselben Tages saßen, nachdem die Kleinen zur Ruhe gebracht waren, die beiden Eltern und der heimgekehrte Sohn noch lange auf der Bank vor der Hausthüre im traulichen Gespräch. Sie hatten sich so lange nicht gesehen und gesprochen. Der alte Philippsvetter, der Nachbar und langbewährte Freund in Freud und Leid, war auch dazu gekommen, um den Ankömmling zu begrüßen. Auch der alte treue Mond hatte sich eingefunden und schaute, mit seinem milden Glanze die ganze Gegend erhellend, neugierig durch das Geäste des Apfelbaums auf die Dasitzenden, während ein sanfter Wind aus dem Wiesenthal ihnen Kühlung zuwehete. Der Philippsvetter war noch nicht recht zum Sitzen gekommen, so hatte er schon mit vielen Worten und auf die gehörige Weise seine Verwunderung an den Tag gelegt, wie groß und stark der Heinrich geworden sei, und seine feste Ueberzeugung ausgesprochen, daß er auch ein rechter Prediger werden würde wie sein Herr Vater, wenn auch nicht leicht so hochstudirt, als dieser. Und da er gerade den Faden der Unterhaltung in der Hand hatte, behielt er ihn auch. Der Philippsvetter ließ sich so leicht das Wort nicht nehmen, wenn er es einmal hatte.

„Herr Pfarrer, sagte er, ich hatte acht Söhne. Sie waren noch etwas schwerer und noch etwas breiter in den Schultern, als Ihr Heinrich. Aber der große Krieg, sie nennen ihn jetzt den dreißigjährigen, hat sie mir alle mitgenommen. Drei haben die Krawatten (Kroaten) zusammengehauen, da ich sie mit einer Fuhrre Korn nach Wies-

baden schickte. Den Gaul und das Korn haben sie als gute Beute behalten. Die fünf andern und meine Frau sind in zwei Tagen an der Pest gestorben. Nur das Kathrinchen ist mir geblieben. Und was war das damals ein unseliges (unansehliches) Dingelchen! Kein Mensch hätte einen Kreuzer gegeben für sein Leben. Aber was Gott will erhalten, das läßt er nicht erkalten.

Herr Pfarrer, dazumal hat man geglaubt, es wäre bald fertig mit der Menschheit. Der Wallenstein, der Tilly, die Schweden: da verstand Einer das Leuteschinden besser, als der Andere. Und was die nicht unter die Erde brachten, das machte der Hunger und die Pest fertig. Herr Pfarrer, wir hatten dazumal noch zehn Leute im Dorf und waren doch vor dem Krieg vierhundert und etliche zwanzig gewesen. Und wie sahen die Leute aus, daß sich Gott erbarm', als wenn sie schon Wochen lang im Grabe gelegen hätten. O, ich kann mich ärgern, wenn ich heutzutage den Luxus und die Unzufriedenheit sehe. Wie oft ruf' ich meinen Enkelchen zu, wenn sie so lecker und so eitel sind: „Ihr habt auch den Krieg nicht mitgemacht, sonst dächtet Ihr anders.“ Dazumal haben wir, weiß Gott, Brod gebacken aus Eichelu und allerlei Wurzelwerk, und wer eine Katze oder Hund zu schlachten hatte, der war glücklich. Es leben noch heute viele Leute, Herr Pfarrer, ich kann's Ihnen sagen, die wissen, wie das Menschenfleisch schmeckt. Ach Gott, was war das eine Zeit! Aber am schlimmsten haben doch die Bayern gehaust. Es denkt mir wie heut noch, wie sie die Kanzel stückweise

aus der Kirche brachten und ihre Suppe dabei kochten. Herr Pfarrer, Sie haben ja noch Ihre Antrittspredigt von dem Taufstein aus thun müssen.

Es war am 13. October 1648. Und eine mächtig schöne Predigt war es, die Sie gehalten haben. Der Text stand Joh. 20, 21: „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Ich bin schon ein alter Kerl, Herr Pfarrer, aber ich kann mich noch auf Alles besinnen. Ich wollte Ihnen noch die ganze Predigt von dazumal aufzählen.

Die zweite Predigt, die Sie dazumal gethan haben, war auf die Katholiken und die Reformirten und die Wiedertäufer und all die Ketzer und Sectirer.

Lieber Himmel, was haben die ihr Theil abgekriegt. Man meinte, der Wallenstein und der Tilly wären zurückgekommen, so hat das damals von der neuen Kanzel herunter gebräust, gedonnert und geblitzt.

Die dritte Predigt aber ging gegen die Hexen. Und Herr Pfarrer, das war die allerschönste. Dazumal sagten alle Heftricher: „Jetzt haben wir den rechten Pfarrer.“ Und wahrhaftig, es hat noch Keiner den Hexen so viel Abbruch gethan. —“

„Ja, ja Philippsvetter,“ sagte der alte Pfarrherr sichtlich geschmeichelt, „ich erinnere mich noch ganz genau.“ Ich hatte damals die letzten Spuren des Hexenunwesens aus dem dreißigjährigen Krieg her zu vertilgen. Und in der That, wenn der dreißigjährige Krieg etwas Gutes hatte,

dann ist es das, daß er einmal das Hexen- und Zauberwesen recht an das Licht gezogen hat. So weiß man doch jetzt überall den Teufel richtig anzugreifen.

Aber, was ist das, Philippsvetter, es herrscht ja wieder ein Gemurmel unter den Leuten, als wenn die Geschichte von Neuem los gehen sollte?

Erzählet doch einmal, was der Schneider Huppert neulich Nacht auf der Klippelhaide gesehen hat. Ich habe Allerlei schwätzen hören, aber etwas Gewisses weiß ich doch nicht."

"Das kann ich Ihnen am allerbesten sagen, Herr Pfarrer," sagte, sich noch breiter dahinsetzend, der Philippsvetter, "denn ich hab's aus seinem eigenen Munde. Aber ich dachte, das wüßten Sie schon lange."

"Erzählt nur," sagte drängend der Pfarrer. "Et nun meinetwegen," begann der Alte.

"Es war die Nacht vom Samstag auf den Sonntag. Der Huppert kam von Idstein. Sie wissen, Herr Pfarrer, der Huppert ist ein kreuzbraver Kerl und fleißig. Alles, was wahr ist, aber wenn er beim Schoppen sitzt, dann kann er nicht los kommen, dann verschwört er sich, das sei ganz gewiß der letzte, und wenn er sein Beutelschen zieht, dann heißt es: „ab ist ab, und dann ist's fertig,“ und Alle meinen, jetzt wäre es ihm gewiß Ernst. Aber kaum ist das Glas leer, dann heißt es: „Christian, bring' mir als noch einen.“ Und so ruhet der Lumpius nicht, bis ihn der Christian vor die Thüre setzt.

So hatte er am Samstag Mittag auch wieder einen Schoppen nach dem andern getrunken, und als es an der Zeit war, hatte ihn der Christian auf die Gasse geschoben. Die Kirchenguhren in Esch und Heftrich hatten schon zehn ausgeschlagen, und er hörte noch den Wächter blasen, als er aus dem dichten Wolfsbacher Wald auf die Klippelhaide heraustrat. Es war nicht besonders dunkel, und dazu schien auch der Mond, so daß er Alles genau unterscheiden konnte.

Da hörte er auf einmal ein sonderbar Geräusch über sich in der Luft und neben sich in den Nestern der Bäume. Es war, als wenn eine Menge großer Nachtvögel hastig vorbeihuschten. Er dachte an Eulen. Aber es waren ihrer zu viel. Als er darum näher ausschaute, da merkte er, was es war. Es waren, weiß Gott im Himmel, Hexen, die von allen Seiten auf Pfengabeln, Besenstielen, Strohwischen und Geisenböcken durch die Luft geritten kamen. Die reicheren und vornehmeren Hexen fuhren dagegen auf Wagen, die von vier schwarzen Katzen gezogen wurden.

Der Huppert ist gerade nicht besonders beherzt und verläßt sich am liebsten auf seine langen Schneiderbeine. Aber der viele Wein gab ihm Courage. Und wenn es ihm auch ein Bißchen über den Buckel rieselte, er beschloß auszuhalten, es möge kommen, was da wolle, und einmal dem Ding in den Leib zu sehen.

Er versteckte sich in einen hohlen Buchenbaum, von wo er die ganze Klippelhaide überschauen konnte. Kaum war er aber dort versteckt, als gar nicht weit von ihm ein

schwarzer Thron aus der Erde stieg, überall mit Gold geschmückt. Auf dem Thron saß der leibhaftige Teufel. Er war kohlrabenschwarz anzusehen, mit einem langen Geisenbart am Kinn, einem fürchterlichen Röhschwanz und Hörner auf dem Kopf. Aber aus dem einen Horn und den großen Eulenaugen, ging ein Glanz aus, stärker wie vom Mond, so daß es fast so hell wurde, wie am Tag, und man keine Fackeln brauchte. Jetzt wäre der Huppert gern davongelaufen. Die Haare stellten sich ihm kerzengerade in die Höhe. Doch er fürchtete sich zu verrathen. Und so blieb er, wenn er auch am ganzen Leibe zitterte und bebte wie Espenlaub. Er sah nun, wie alle die Hexen und Zauberer herbeikamen und vor dem Teufel niederfielen und ihn als ihren Herrn und Meister anbeteten. Dann sprach jeder allein Etwas, was der Huppert aber nicht verstand, und küßten hernach dem Teufel die Hände und die Füße.

Als alle fertig waren, stand der Teufel auf und hielt eine Predigt, worin er zu allem Bösen aufforderte und ganz erschreckliche Flüche, Verwünschungen und Gotteslästerungen ausstieß. Dann theilte er das Abendmahl aus, aber das Brod war schwarz und der Wein stinkend.

Jetzt erst ging es zum Tanz und zum Schmaus. Und der Teufel war mitten unter den Tanzenden und Schmausenden und forderte auf alle Weise zur Lust auf. Er selbst machte einen Trank zurecht so süß und duftig, daß der Huppert nahe daran war, auch davon zu verlangen. Er mußte die Augen zumachen, um nicht zu sehen, wie die

Anderen sich nach Herzenslust daran erlabten, sonst hätte er es nicht überwunden. Und als hernach die Musikanten müde wurden, da ergriff der Teufel einen Pferdeschädel, der da lag, und hat ein Solo darauf gepfiffen. Der Huppert erzählt Wunder, wie das gelautet hätte. Der Flötenkaspar von Dasbach leistet doch das Menschenmögliche, aber dessen Spiel soll ein reines Gedudel dagegen sein. So ging es fort in Saus und Braus. Auf einmal aber schlug es zwölf. Und mit dem zwölften Glockenschlag that es einen Knall, als wenn die Erde geborsten wäre, und überall kam Feuer aus dem Boden heraus. Dem Huppert jedoch war es, als wenn das Gesicht des Teufels zu dem Loch hinneinblickte, wo er herausfah. Da muß er vor Schrecken ohnmächtig geworden sein. Denn er weiß weiter nichts mehr. Als er erwachte, da kam die Sonne hinter dem Feldberg hervor."

"Das war ja ein Hexensabbath in aller Form," sagte der alte Pfarrer Wicht und blickte seufzend zum Himmel empor. „Ich dachte Ruhe zu haben für meine alten Tage, und nur taucht das Hexenwesen von Neuem mit aller Macht hervor. Wie bald wird es jetzt auch wieder auf der Altenburg losgehen! Doch, Philippsvetter, Ihr sagtet, der Huppert sei betrunken gewesen, kann man ihm auch trauen?"

"Gewiß, gewiß," betheuerte der Philippsvetter. „Ich war selbst den anderen Tag droben und habe den hohlen Baum und den Pferdeschädel mit eigenen Augen gesehen. Es ist Wort für Wort wahr."

Der Pfarrer schüttelte wieder höchst bedauernd das Haupt und fragte: „Hat er denn keine der beklagenswerthen Geschöpfe erkannt?“

Der Philippsvetter sah sich erst überall um, dann flüsterte er durch die hohle Hand, indem er Mund und Augen weit aufriß: „Ja, ja, viel, viel. Es sind ihrer auch von hier dabei.“

„Ach Gott, ach Gott!“ seufzte wieder der Pfarrer. „Man merkt's ja auch schon überall,“ fuhr der Philippsvetter fort. „Hat Jemand schon einmal so viel Mäuse erlebt, wie dieses Jahr? Das Korn und der Weizen ist nicht zur Hälfte aufgegangen, und Alee gibt es gar keinen. Die Kühe geben keine Milch, und die Milch buttert nicht, und überall krepiren die Kälber. Das ist lauter Hexenwerk, so wahr Gott lebt. Herr Pfarrer, Sie müssen einmal wieder dagegen predigen, und wenn's nicht hilft, dann müssen die Scheiterhäufen wieder brennen wie im dreißigjährigen Kriege.“

„Ihr mahnt mich nur an meine Pflicht, Philippsvetter. Wir haben einen Beschluß der Synode vom 3. November 1630, die damals auf landesherlichen Befehl gerade wegen des Hexenwesens vom Superintendenten Weber in Idstein zusammengerufen wurde, wonach uns Geistlichen streng anbefohlen ist, die Gemeinden ausdrücklich vor den „vermaledeiten Zaubereisünden und dem Hexenwesen zu warnen. Ebenso haben wir die Weisung, auf Andreastag eine Predigt darüber zu halten, um „vor solchen teuflischen Lastern abzu-

mahnen und auf das große Unheil aufmerksam zu machen, so zeitlich und ewig daraus entstehe.“ Aber ich werde mehr thun, ich kann es nicht dabei lassen, ich werde jetzt jeden Sonntag darüber predigen und unter der Fahne unseres Herrn und Heilandes den Kampf mit dem Höllenfürsten aufnehmen. Und wenn es Alles nichts hilft, so mögen, wie Ihr sagt, Philippswetter, die Scheiterhäufen rauchen.“ — Das geröthete, begeisterte Gesicht des alten Pfarrherrn bewies, daß ein gutes Theil des falschen Glaubenseifers jener traurigen Zeit auch in ihm lebendig geworden war. Aber er hat noch oft in seinem späteren Leben an diese Stunde und seine unglückseligen Worte gedenken müssen, und wenn er daran dachte, dann hätte er gern sein Herzblut hingegeben, um seine Worte ungesprochen und diese Stunde ungeschehen machen zu können.

„Aber, Vater,“ mischte sich der junge Heinrich mit bescheidenem Tone in das Gespräch, „wäre es nicht nothwendig, diese Mittheilungen des betrunkenen Schneiders mit großer Vorsicht aufzunehmen? Jetzt sind sie noch ein Geschwätz unter den Leuten, das sich vielleicht von selbst verliert, wie eine seichte Quelle im Sand. Aber bringst Du sie auf die Kanzel, so gewinnen sie rasch an Umfang und Bedeutsamkeit. Die Gerichte nehmen die Sache in die Hand. Und die elende Lüge eines verkommenen Menschen kann Ursache werden, daß ganze Ströme unschuldigen Blutes vergossen und vielen Familien unheilbare Wunden geschlagen werden. Denn für eine Lüge und eine erbärmliche Erfindung halte

ich die ganze Geschichte des Huppert. Ich kenne denselben noch recht wohl als einen großartigen Tüchler und Aufschneider und kenne auch die Geisenerette, seine böse Frau, und je mehr ich darüber nachdenke, desto klarer wird es mir, daß der listige Schelm von Schneider aus bloßer Angst vor seiner Frau das Märchen erfunden hat, um ihren gerechten Vorwürfen zu entgehen, daß er im Wald campirt hat und nicht zu rechter Zeit heimgekommen ist. Vater, Du hältst den Stein noch in Deiner Hand. Wirf ihn nicht fort! Du weißt nicht, wohin er rollt.

Der alte Pfarrherr war viel zu befangen in dem finsternen Geist seines Jahrhunderts, um die Wahrheit dieser Worte zu fühlen. Er hörte nur den freieren Ton heraus, der durch die Rede seines Sohnes hindurch klang. Ganz erschrocken blickte er deswegen zu seinem Liebling hinüber.

„Heinrich, Du wirst doch nicht den Hexensabbath für ein Märchen halten? Du wirst doch um Gottes willen nicht leugnen, daß geheime Bündnisse zwischen Menschen und dem Teufel bestehen, wo dieser denselben allerhand Mittel übergibt, um sie selbst zu verderben und durch sie Verderben in der Welt zu stiften?“

„Ich weiß nicht, was ich soll,“ erwiderte sein Sohn, „ob ich an Hexen und Hexensabbath glauben soll oder nicht. Es ist möglich, daß es solche gibt.“ Auch er war noch nicht über die Vorurtheile seiner Zeit ganz hinaus. Aber, fuhr er mit entschiedener Stimme fort, „das halte ich für himmelschreiendes Unrecht, daß man solche arme Geschöpfe

hinrichtet, und zwar nicht, nachdem man ihnen ihre Schuld unzweifelhaft dargethan, sondern nachdem man sie mit der Folter zum Geständniß gezwungen hat. Mit der Folter kann man auch mich und Dich dazu bringen, daß wir bekennen, Hexen zu sein."

In dem Alten kämpfte der Zorn über diese vermeintliche Ketzerien seines Sohnes mit der Liebe zu ihm einen furchtbaren Kampf. Noch unterlag die Liebe nicht.

"O Du armes verführtes Kind," rief er, "wenn Dich Jemand zur Anzeige brächte mit Deinen Ansichten, Du müßtest selbst als Erzkezer und Zauberer den Scheiterhaufen bestiegen. Und so, wie Du denkst, kannst Du nie eine Kanzel zu betreten wagen. Denn wie könntest Du den Namen Gottes wahrhaft verkündigen, dessen Geboten Du Dich offen widersehest. Du willst nicht den Tod der Hexen, und 2. Mos. 22, 18 stehet als ausdrückliches Gebot Gottes: „Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen.“ Und wie wolltest Du das Reich Gottes fördern und nützen, da Du Dich weigerst, gegen das Reich der Lüge und der Finsterniß anzukämpfen? Du willst die Folter nicht, und die Folter ist das einzige erprobte Mittel, um über die Macht der Lüge und Verstocktheit in diesen Teufelsgeschöpfen zu siegen. Ach Heinrich, Du weißt nicht, wie wehe Du mir thust, wie Du mir den bittersten Kelch meines ganzen Lebens zu trinken gibst. Welche Hoffnungen hatte ich auf Dich gesetzt, wie treu, wie brav, wie gesittet, wie fest und gläubig gingst Du damals aus Deines Vaters Haus hinweg und kehrest als solches

Teufelskind, als solcher Ketzer und Freigelst zurück. Sage mir, wer hat mir das angethan, wer hat das Herz und den Sinn meines Kindes vergiftet?

„Ich hoffe zu Gott,“ sagte der junge Heinrich, ergriffen von dem wahrhaften Schmerze seines Vaters, „daß wir uns noch verständigen werden.“

Allerdings werden viele alte Anschauungen fallen. Denn es bricht eine neue Zeit herein. Aber Dein offenes Auge wird sich dem Besseren nicht verschließen. Auch Du wirst noch den Mann lieben und ehren lernen, der berufen scheint, diese neue Zeit herbeizuführen. Ich meine den Senior und Pfarrer Philipp Jacob Spener von Frankfurt.“

„Ha, jetzt kenne ich den Seelenverkäufer, den Mörder der Unschuld, den Verführer der Jugend,“ schrie der alte Pfarrer in voller Leidenschaft. „Ich habe schon öfters von dem anmaßenden Burschen gehört. Er nennt sich in der That einen Reformator und stellt sich sogar noch über den Luther und will ihn verbessern. Er sagt: wir hätten über dem Buchstaben den Geist verloren, über der todten Form wäre uns das Leben entwichen, und unsere Herzen wären zu verknöchert zu der Liebe. O, dieser unberufene Reformator, dieser „Sturmwind der Kirche,“ dieser Verwirrer und Verstöörer des Friedens! Wie viel Unheil wird er in der Welt noch anstellen! Schon hat er Tausende von Seelen auf dem Gewissen, dieser Urkezer, „der mit dem Satan ein Bündniß hat, um unter dem Schein der Andacht und Heiligkeit die arme bedrängte Kirche in's Unglück zu stürzen.“

Der junge Heinrich war aufgesprungen und stand heiß und glühend vor seinem Vater. „Vater, mich zanke, mich schmähe, mich mißhandele, aber diesen Heiligen Gottes lästere nicht. Du thust Sünde wider den heiligen Geist.“

Der Widerspruch zwischen Vater und Sohn war auf einer Höhe angelangt, wo von der einen oder andern Seite leicht Etwas geschehen konnte, das eine Trennung für immer zu bewirken im Stande war. Die brave Mutter und Hausfrau hatte schon mit wahrer Herzensangst den entstehenden Streit der Beiden beobachtet und ahnte noch rechtzeitig die Gefahr, um einspringen zu können. Sie sah den Philippsvetter bedeutsam an, daß er ihr helfe. Dieser war auch alsbald bereit. Er schlug seinem verehrten Pfarrer auf die Schulter und sagte: „Herr Pfarrer, Sie stehen ja nicht auf der Kanzel; was sollen die Leute denken, wenn Sie den späten Abend noch so laut predigen?“ Zugleich stiel die kluge Pfarrfrau scheltend ein, sie wisse auch nicht, warum man sich auf den ersten Abend schon zanken müsse bis spät in die Nacht hinein. Der Heinrich wäre gewiß müde, und sie hätte sich in der Kühle schon einen Schnupfen geholt. Es wäre viel besser, wir gingen hinein und fängen ein geistlich Lied. Heinrich, Du spielst gewiß noch so gut die Hausorgel wie früher, und Ihr, Philippsvetter, höret noch immer so gern mit zu. Kommt mit. Wir singen Euer Lieblingslied: „Nun ruhen alle Wälder.“ Ach, es gibt ja nichts Rührenderes, was zum Himmel hinauf dringen könnte, als wo es heißt:

Breit' aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Kücklein ein!
Will' mich der Feind verschlingen,
So laß die Engel singen:
„Dieß Kind soll unverletzet sein!“
Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Ein Unfall noch Gefahr;
Gott laß euch selig schlafen,
Stell' euch die güldenen Waffen
Um's Bett und seiner Engel Schaar!

Noch einmal hatte die mütterliche Liebe den verderbenden Wetterstrahl abgelenkt. Ach daß sie es für immer gekonnt hätte!

II.

Die Altenburg, welche der alte Pfarrer Wicht in seinen Gesprächen als Herrentanzplatz erwähnte, war viel bekannter und berühmter, als die Klippelschaide. Sie hatte, wie man sagt, eine geschichtliche Vergangenheit. Im heidnischen Alterthum, als noch unsere Vorfahren halbnackt und halbwild die Bären und Auerochsen in ihren Wäldern bekämpften, und als die eroberungsfüchtigen Römer ihre Herrscherhand auch über unser Heimathland ausstrecken wollten, was ihnen nie recht gelang, damals schon war dort eine kleine

Festung aufgerichtet worden zum Schutze des die römischen Besitzungen abschließenden Wallgrabens. Es mögen wohl in dieser Zeit manchmal die dichten Taunuswälder vom wilden Schlachtgetöse und dem gewaltigen Streiten der kühnen Recken und Helden geklungen haben. Es meldet's uns zwar kein Lied, kein Heldenbuch. Doch die hohen Grabhügel rings in den Wäldern sind einerseits allerdings stille, aber andererseits gar beredte Zeugen jener vormaligen Blutarbeit.

Dann kamen andere Zeiten. Die uralten Götterhaine fielen unter der Art der christlichen Missionare. Statt des mächtigen Heerhorns, das zu Kampf und Streit aufrief, klangen die hellen Kirchenglocken durch die friedlich angebaute Landschaft. Da bauten auch dort auf der Altenburg fromme Mönche eine Friedensburg auf die Kampfesstätte, ein christliches Kloster zwischen die Gräber der heidnischen Krieger.

Und wieder vergingen Jahrhunderte. Da stand auch das Kloster nicht mehr. Nur die tausendjährigen Eichen, die noch den Platz und das zerfallende Gemäuer beschatteten, konnten erzählen. Aber wann sie zu erzählen anfangen in den stillen Sommernächten mit leisem Geflüster der Blätter und in den Sturmnächten des Herbstes und Winters mit lautem Rauschen und Brausen von jenen Heidenhelden, die in den hohen Gräbern schliefen, und dann das Nachtgevägel aufstieg aus dem moosigen Klostergemäuer, da ward es den Vorübergehenden in ihren abergläubischen Herzen angst und

bang. Bald wurden in der Gegend hunderte von Gespenster- und Spuckgeschichten laut, und der Ort mit Hexen und eitel Höllengefindel bevölkert und zur Nachtzeit gemieden, wie das Feuer. Am hellen Tage schien man weniger besorgt und furchtsam zu sein. Denn schon seit unvordenklichen Zeiten wurden dort wegen des sehr gelegenen Platzes zu verschiedenen Malen im Jahr vielbesuchte Märkte abgehalten. Und man scheute dann so wenig den Teufel, daß mancher Betrug und Uebervorthellung dort geschah und mancher Kaufsch und manch schuldiges Gewissen mit heimgenommen ward. So mußte schon laut den Acten im Jahr 1617 gegen die zu grell anwachsende Lustigkeit auf dem Altenburger Markt mit aller Entschiedenheit eingeschritten werden. Es hat aber wohl nicht viel genützt. Denn auf dem Jacobimarkt 1675, von dem wir erzählen wollen, hat es ebenfalls an der Lustigkeit nicht gefehlt. Es ist allerdings auch dieser Markt mit sonderlich gutem Wetter begünstigt gewesen. Das war nicht Regel so. Vielmehr ging die allgemeine Rede: „Wenn's auf den Jacobsmarkt auf der Altenburg nicht regnet, werden in dem Jahre die Holzapfel nicht sauer.“ Lag dem etwas Wahres zu Grunde, mußten sie anno 1675 süß werden wie Birnmost, so hell und frisch war der Morgen des Jacobstages angebrochen, so rein und klar war die Luft. Man merkte es aber auch gleich an der größeren Regsamkeit und Freudigkeit der einzelnen Geschäfts- und Handelsleute, die durch die Aussicht auf den guten Markt und den reichen Gewinnst ganz anders angespornt

wurden. Sie hatten sich zum Theil schon zur halben Nachtzeit unter den Eichen der Altenburg gesammelt. Und als nur das Frühlicht graute, da ging schon ihr Treiben los. Das war ein Hämmern und Klopfen zum Aufrichten der Kaufbuden und Zelte, ein Streiten und Zanken um den besten Platz, ein Zusammenprallen und Fluchen der Einfahrenden und Auspackenden, daß die Raben und Eulen ihre Nester und Jungen verließen und kreischend davonflogen, und das Wild rings stundenweit waldeinwärts lief. — Damals mußte auf dem Land noch jeder alle seine Bedürfnisse sich auf solchen Jahrmärkten verschaffen. Die Märkte waren darum aber auch von ganz anderer Bedeutung, wie jetzt. Alle möglichen Geschäftsleute waren vertreten. Buchhändler vertrieben dort ihre Bücher, Apotheker ihre Arzneien. Große Handelshäuser und Fabrikanten verschmähten nicht, ihre Waaren dahin zu senden, und machten ihre Geschäfte neben den vielen Schustern, Schneidern, Bäckern, Metzgern, Spenglern, Häfnern, Schlossern, Schmieden, Drehern, Sattlern, Schreibern, Färbern, Krämern in kurzer und langer Waare.

Den meisten Lärm aber erregten unstreitig die Handelsjuden. Sie lieben das, auch wenn's nicht nöthig ist. Hier jedoch gab das Einfangen und Aufstellen ihres zahlreichen Rindviehs ihrer Neigung die günstigste Gelegenheit. „Au waih geschrieen,“ kreischte der Jzig, „Au waih geschrieen,“ kreischte das Schmulchen, „Au waih geschrieen,“ kreischte das Mordge. „Junger Beitel, junger Beitel, bist Du thöricht,

willst ausreißen dem Rühchen den Schwanz, willst einschlagen dem Kindchen die Hörner, willst bringen Deinen Vater in's Unglück?" So ging ihr Schreien und Rufen in Einem fort.

Nächst ihnen thaten sich die einzelnen Wirthe im Lärm- machen hervor. Sie hatten Tanzplätze herzurichten und große Trink- und Speisезelte aufzuschlagen. Ihnen galt's, den sauren Wein und die nicht allzu fetten Bratwürste an den Mann zu bringen. Das währte, bis aus allen Ecken und Enden Bärenführer, Puppenspieler, Hanswürste, Marktschreier und fahrende Künstler und Taschenspieler jeder Art auftauchten. Von nun an nahmen diese die Hauptlast des Marktlärms auf ihre Schultern oder vielmehr ihre Kehlen.

Aber Keiner von allen diesen bemerkte Etwas von der wunderbaren Pracht des Sommermorgens, den Gott der Erde geschenkt hatte. Sie spürten kaum die labende Frische, die die Wälder athmeten und die Wiesen aushauchten. Viel weniger sahen sie den duftigen Silberglanz, den das Frühlicht über Thäler und Höhen, die Thalfenkung des goldenen Grundes und die fernen Hochgebirge ausgebreitet hatte. Noch weniger war ihre Seele voll Andacht und ihr Gemüth voll Anbetung vor der Macht und Güte Gottes und erfüllte sie Schauer, als nun rings die Frühglocken aus den Dörfern umher zusammenklangen.

Wo Selbstsucht, Eigennutz, niedere und blinde Leidenschaft das Herz des Menschen beherrscht, da vernimmt und versteht man Nichts von dem Wesen und den Werken

Gottes. Wie das Vieh die zarten Blümlein frisst, und der harte Fuß die glitzernden Thauperlen von den Grashalmen abstreift, so gehen sie vernichtend und mordend über das schönste Glück und den lieblichsten Frieden dahin, und achten es nicht einmal, was sie gethan haben.

Es war einige Stunden nach Mittag. Der Markt hatte seinen Höhepunkt erreicht. Die Männer besprachen bei Bier und Wein ihre bereits abgeschlossenen Viehhändler. Die Weiber hielten es an der Zeit, ihre Einkäufe zu machen. Bursche und Mädchen hatten die Tanzböden aufgesucht, und das jüngere Volk lief den Schaubelustigungen nach. Die Ortschaften weit und breit schienen sich völlig entleert zu haben, eine solche Menschenmenge hatte sich zusammengefunden. Da kam auch die Pfarrfamilie aus dem nahen Hestrich, um sich nach ihrer Weise an dem Markt zu betheiligen und zu belustigen. Es hatten sich mehrere Pfarrfamilien aus der Nähe und einiger Besuch von Idstein an dieselbe angeschlossen.

Man hatte verabredet, man wollte zusammenbleiben. Aber in dem Gewoge und Gedränge zeigte sich bald die Unmöglichkeit. Die Hestricher Pfarrfrau war froh, wenn sie ihre Kleinsten nur einigermaßen zusammenhielt. An die Andern war nicht zu denken. Es wurde deßhalb ein Vereinigungspunkt ausgemacht, und dann mochte Jeder für sich sorgen. —

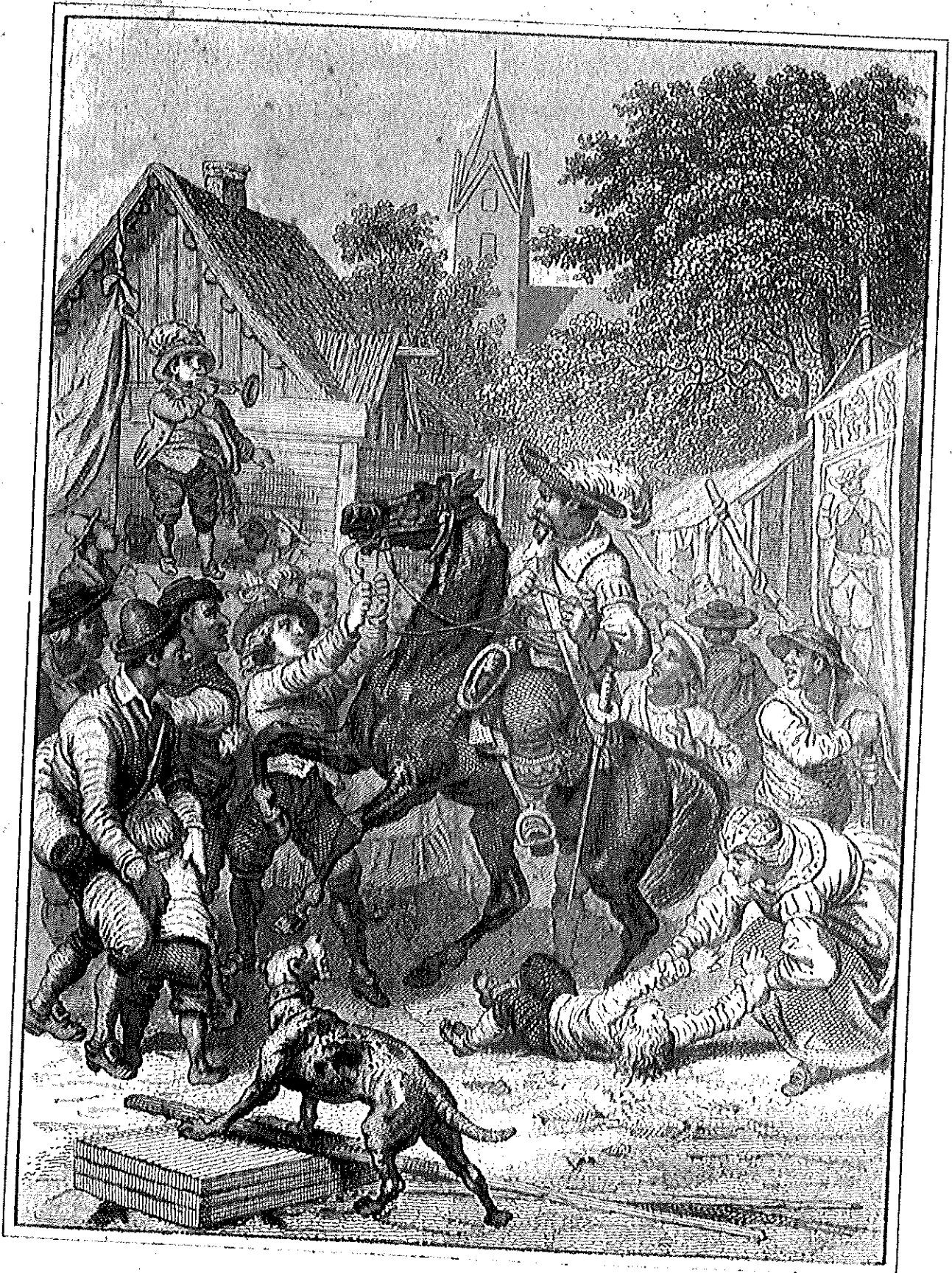
Kurz nach der Pfarrfamilie hatte ein Reiter den Marktplatz erreicht auf schwarzem, schwerem Hengste. Es war

ein wohlbeleibter Mann, und der Witt schien ihn stark erhitzt zu haben. Denn er ließ sich ein großes Glas mit Wein reichen und trank dasselbe auf einen Zug hinunter. Man behandelte denselben mit großem Respect, ja mit einer gewissen Unterthänigkeit, und Alles drängte sich herbei, um ihn zu sehen. Warum aber auch nicht? Kanzleirath Nicolaus Bogt war damals ein vielvermögender Mann in der Grafschaft Idstein. Der Graf Johannes selbst kümmerte sich nicht mehr viel um die Regierung. Er war zu alt und hinfällig. Und der Rath und Oberamtmann von Busseck ließ es auch beim Nächsten.

Er ging am liebsten auf die Jagd und dachte, die Angelegenheiten des kleinen Staates fänden am besten Platz in dem dicken Kopf des Kanzleiraths, und die Regierungslasten auf seinen breiten Schultern. Und dieser ließ sich das Regieren recht wohl bekommen, denn sein Bauch ward dabei immer runder und sein Geldbeutel immer schwerer und dicker.

Was die Unterthanen dazu dachten und sagten, war natürlich etwas Anderes. Diese konnten eigentlich nie recht in's Klare kommen, was bei dem Kanzleirath am meisten vorherrschend sei, ob seine Anmaßung, seine Bosheit, sein Geiz oder sein Aberglaube.

Es wäre wohl gut gewesen, wenn der gestrenge Herr bei dem ungeheuren Menschengedrange zur Besichtigung des Marktes von seinem Pferde abgestiegen wäre. Aber er schien dieselbe diesmal vom hohen Roß herab vornehmen



zu wollen. Anfangs ging's auch ganz schön. Die Leute wichen respectvoll aus. Aber plötzlich scheute das Thier vor einer etwas zu stark gemalten Mordgeschichte. Es schlug wild nach beiden Seiten aus und bäumte sich unter hellem Wiehern in die Höhe. Die Menge floh entsetzt auseinander. Aber ein Bübchen war unter das Pferd zu liegen gekommen. Noch einen Augenblick, dann zertraten es die Hufe des mächtigen Thieres. In dieser äußersten Gefahr riß ein jugendlich starker Arm das Roß zur Seite so plötzlich und gewaltig, daß dasselbe am ganzen Leibe zitterte, und der gestrenge Herr sich nur mit der höchsten Anstrengung im Sattel halten konnte. Zornroth im Gesichte, schrie er den jungen Heinrich an, der diese That vollbracht hatte und noch das Pferd am Zügel hielt.

Was soll das heißen, Bursche? Laß er augenblicklich los! Aber der junge Wicht schlittelte ernst sein Rockenhaupt: „Nicht eher, Herr Kanzleirath, bis man mein Brüderchen aufgehoben hat.“ „Was sagst Du Heinrich, Dein Brüderchen?“ hörte man die Stimme der Frau Cäcilia. Sie bahnte sich eine Gasse durch die Menge und hob das Bübchen auf! „Ach du lieber Gott im Himmel, wie bist du gnädig gewesen. — Heinrich, Du hast mir meinen Gottshold gerettet.“

Der Kanzleirath musterte beide nicht mit den freundlichsten Blicken, aber seine Worte hatten einen verbindlichen Ton, als er sagte: „Ich glaube, ich befinde mich der Pfarrfamilie von Hestrich gegenüber. Ich habe heute noch

Nothwendiges mit dem Herrn Pfarrer selbst zu sprechen und bitte mich zu ihm zu weisen." Bei diesen Worten war er von dem Pferde heruntergestiegen und hatte dasselbe Einem der Umstehenden übergeben, daß er es bei Seite führe. Hierauf folgte er selbst dem jungen Heinrich, der ihm mit rüstigen Armen Bahn durch die Menge brach, um ihn zu seinem Vater zu bringen. Aber auch die Frau Pfarrer folgte. Sie mußte wissen, was der allmächtige Gott ihrem Manne zu sagen habe.

Sie trafen den Pfarrer in einem Kreis näherer und entfernterer Bekannten in einem der vielen Trink- und Speisezelte. Denn die Strenggläubigen damaliger Zeit waren, was das äußere Leben anging, nicht allzu streng. Er erhob sich respectvoll, als der Kanzleirath seine Absicht kundthat, ihn aufzusuchen, und war augenblicklich bereit, mit ihm zu gehen. Aber dieser begrüßte freundlichst die Anwesenden, die ihm auch meistens bekannt waren, den biederen und sehr geachteten Stadthauptmann Post von Idstein und andere Idsteiner Herrn und den gelehrten Pfarrer Küger von Walsdorf, den die damaligen Chroniken wegen seiner Gelehrsamkeit einen „rechten Schulfuchs“ nennen, und andere Geistliche und meinte, sie könnten ja auch gemüthlich die Sache hier bei einem Glase Wein abmachen.

Der Kanzleirath begann, nachdem er ein Glas Wein getrunken, mit einer gewissen Feierlichkeit, die ihm stets, wenn er wollte, zu Gebote stand: „Herr Pfarrer Wicht, Ihr ausgezeichnete Eifer und Pflichttreue in Verfolgung

des Hexenwesens in Ihrer Gegend ist zu den Ohren unseres allergnädigsten Landesherrn gelangt. Und er hat mich daher beauftragt, Ihnen seine gnädigste Anerkennung und Beifall auszudrücken und Ihnen zu wissen zu thun, daß er in Folge des Gemurmels, das durch Ihre Predigten entstanden, einen Hexenproceß abzuhalten gesonnen sei, und er gewärtige sich, daß Sie durch Angabe der Verdächtigen und durch Unterstützung seiner Diener Ihre alte Treue und Dienstfeier beweisen würden."

Der alte Pfarrer Wicht war einen Augenblick blaß geworden. Er hatte seit jenem verhängnißvollen Juniabend, wie er es für seine heilige Pflicht gehalten, allsonntäglich von der Kanzel gegen die Hexen und ihr schändliches Treiben losgedonnert und dadurch eine ungeheure Aufregung in der Gegend hervorgerufen. Als er nun aber sah, welche bedeutsame Folgen sein Predigen gehabt hatte, wie dadurch allein bewogen der regierende Graf einen Hexenproceß einzuleiten wollte, mußte er an das warnende Wort seines Sohnes gedenken: „Noch hältst Du den Stein in deiner Hand. Wirf ihn nicht fort. Du weißt nicht, wohin er rollt.“ Er hatte eine plötzliche Ahnung, als könnte es nicht gut werden, als müßte er noch einmal schwer bereuen, was er gethan, als könnten die heraufbeschwornen Schrecken des furchtbaren Gerichts sich einmal über ihn selbst entladen. Es lief ihm eiskalt über den Rücken.

Aber er erhob sich rasch wieder an dem Gedanken, daß er ja nicht aus Leichtsinne und Eigennutz also gehandelt

habe, sondern nur zur Ehre seines Gottes. Darauf konnte ihn sogar die Aussicht, daß der Satan eine so schwere Niederlage erleben sollte, wahrhaft begeistern. Er erwiderte darum dem Boten seines Landesfürsten, daß er zwar seine geringen Bemühungen einer so hohen Anerkennung nicht würdig achte. Er habe es auch nicht um irdischen Lohnes willen gethan. Aber wenn ihn Etwas auf der angefangenen Bahn anfeuern könne, so sei es der hohe Beifall seines strenggläubigen Landesherrn. Er freue sich unter einer so weisen Regierung zu leben und hoffe zu Gott, daß bei so kräftigen Maßnahmen bald das Teufelswerk auf Erden gebrochen sein werde.

Ähnlich sprach sich auch der gelehrte Herr von Waldorf aus, daß es ihrem erleuchteten Zeitalter hauptsächlich vorbehalten zu sein scheine, mit aller Strenge dem Satan zu Leibe zu gehen. Ähnliches redeten die Andern. Nur der vielerfahrene Stadthauptmann Post schüttelte bedenklich sein greises Haupt und betrachtete theilnahmsvoll die edle Gestalt des jungen Heinrich, als wollte er sagen, daß er auf ein anderes Geschlecht und andere Zeiten hoffe.

„Ja,“ begann wieder der corpulente Kanzleirath „diesmal wird es ein großartiges Brennen werden. Ich bin manchmal mit dem Satan im Kampfe gelegen und habe manches verstockte Hexlein zum Geständniß gebracht, aber so recht nach Herzenslust vorzugehen war mir nie vergönnt. Jetzt, nachdem die Feuer so lange erloschen waren, sollen sie endlich wieder einmal angezündet werden, und ich hoffe dem

Teufel eine Brandfackel zu bereiten, daß ihm noch nie so heimgeleuchtet worden ist, und daß mein Name noch in den fernsten Zeiten in Segen genannt werden soll.

Der junge Heinrich, der mit Grausen an das unschuldige Blut dachte, was vergossen werden würde, und die himmelschreienden Ungerechtigkeiten, die geschehen mußten, konnte nicht mehr schweigen, obwohl er wußte, wie kühn es war, hier drein zu reden.

„Wenn es für einen so jungen Menschen, wie ich bin,“ begann er, „erlaubt ist, in so gewichtigen Dingen auch eine Meinung zu haben, so möchte ich mit kurzen Worten ein kleines Bedenken angeben. Seit der verstoffene Schneider das Gesicht hatte auf der Klippelhaide und darauf der ganze Lärm entstanden ist, bin ich jeden Abend bis zwölf Uhr abwechselnd entweder auf der Altenburg oder der Klippelhaide gewesen und habe Nichts gesehen, als hin und wieder ein scheues Wild, und habe Nichts gehört, als das Rauschen des Nachtwindes oder den unheimlichen Ruf eines Nachtvogels. Das kann ich beschwören bei dem dreieinigen Gott.“ —

„Junger Mensch,“ sagte der Kanzleirath mit wachsendem Zorn: „Einmal ist er mir heute in die Zittel gefallen. Wage er es nicht zum zweitenmal, sonst überreite ich ihn.“ Die letzte Aeußerung war mit einem fürchterlichen Wuthblick bekleidet.

Der Junge sah wahrscheinlich diesen Blick nicht. Sonst hätte er vielleicht nicht gewagt noch eine Bitte vorzubringen: „Ach

Herr, das viele unschuldige Blut!" — Was? unterbrach ihn der wüthende Canzleirath. Er will für die Hexen eintreten, er will das Teufelswerk unterstützen? Er ist wohl selbst im Bunde mit dem Teufel? Jetzt merke ich, wie er so stracks meinen Hengst zu bändigen vermochte. Er ist wohl ein Haupthexenmeister, und es wird nöthig sein, ihn sogleich zuverhaften."

Es war ein schrecklicher, entscheidungsvoller Augenblick. Fast Alle wurden leichenblaß. Nur der junge Heinrich stand kühn und groß vor seinem Widersacher. Zu ihm war seine Mutter getreten und hielt die Hand wie schützend um ihn geschlungen. Noch nie war die Aehnlichkeit Beider so überraschend hervorgetreten, als in diesem Momente.

"Laß es gut sein, Bogt," sagte der Stadthauptmann mit seiner tiefen, ehernen Stimme. „Du warst auch einmal jung. Laß das junge Blut nicht büßen für seine vor= eilige Gutmüthigkeit. Ich büрге für ihn. Der ist treu, wie Gold, der hat's nicht mit dem Satan."

Die sonst so kluge und besonnene Cäcilia war durch die Gefahr ihres Sohnes völlig außer sich gekommen: „Laßt ihn nur", rief sie, „laßt ihn nur. Er lechzt nach Geld und nach Blut. Da sein Kopf meinen Gotthold nicht zertreten konnte, so will er jetzt meinen Heinrich. Aber der Weg zu ihm geht über meinen Leichnam."

„Das Weib ist wahnwitzig geworden," sagte der dicke Canzleirath innerlich erbost und doch in einer gewissen Verlegenheit durch den Aufruhr, den sie mit ihrem Geschrei erregte. „Sei nur still! Deinem Heinrich soll es so wenig

an das Leben gehen, als Deinem anderen Kind. Aber das ist gewiß, Pfarrer wird er niemals in der Grafschaft, und er mag sich hüten, mir in das Gehege zu kommen.“ — „Nur Eins wundert mich,“ bemerkte er dann mit boshaftem Lächeln, „wie so ein frommer und strenggläubiger Vater so eine Pestbeule von Sohn in seinem Hause dulden kann.“

Da erhob sich der alte Pfarrer Wicht ernst und feierlich. Er glaubte jetzt klar zu sehen, was er seinem widerspenstigen, freigeistigen Sohne gegenüber zu thun habe.

„Sie haben Recht, Herr Canzleirath“, sagte er. „Ich bin schwach gewesen. Die fleischliche Liebe war noch zu stark in mir. Ich wußte ja von dem ersten Abend an, welche Schlange ich in meinem Hause nährte; aber ich hoffte auf Besserung. Doch ich sehe, es ist Alles vergebens, es ist Zeit, daß ich das unwürdige Glied ausscheide, daß ich das Uergerniß aus der Gemeinde und meinem Hause weg-schaffe.“

„Heinrich,“ rief er seinem Sohne zu, „ich verstoße Dich aus Deiner Heimath, weil Du den Glauben Deiner Väter verleugnest. Die Thüre meines Hauses ist Dir verschlossen, bis Du ein Anderer geworden bist.“

Der Alte sprach das zerrissen in seinem Herzen. Er meinte aber in seinem falschen Glaubenseifer, dieses Opfer schuldig zu sein. Er kam sich vor wie Abraham, da er seinen Sohn Isaak opfern wollte. In diesem Glauben widerstand er auch dem vorwurfsvollen Blicke seiner Frau. Denn sie sah ihn bloß an und sagte leise: „So-

hannes!" Aber dieser Ton und dieser Blick verließ ihn nicht. Und Beides ist ihm noch einmal gekommen in der Todesstunde.

Der junge Heinrich stand eine Weile da blaß und bleich, ohne alle Lebenshoffnung, ohne allen Lebensmuth, dann sprang er plötzlich auf, küßte seinen Vater auf die Wange, umarmte noch einmal innig seine Mutter und verschwand unter der Menge.

Als er fort war, ward es der starken Pfarrfrau von Heftrich dunkel vor den Augen, und ohnmächtig sank sie nieder.

III.

Die schönen Sommertage vergingen rasch. Bald wehete der Wind über die kahlen Felder, und frühe brach ein trüber, regnerischer Herbst herein. Aber dunkel und düster wie die einzelnen Tage war auch die Stimmung der ganzen Landschaft. Der angekündigte Hexenproceß lastete als ein drückender Alp auf dem Gemüth des Volkes.

Wohl freuten sich Einzelne auf denselben, wie die Gerichtsherrn und Blutschöffen; denn sie hatten außerordentliche Einnahmen zu erwarten. Sie theilten sich mit dem Landesherrn in das Vermögen der Hingerichteten. Und selbst ein bedeutendes Wachsthum ihres Ansehens und ihrer Macht stand ihnen bevor. Es freute sich auch wohl der Hentler,

denn der machte in solchen Zeiten so glänzende Geschäfte, daß er oft in Kurzem ein grundreicher Mann wurde. Es freuten sich auch wohl die Soldaten und Herren Officiere, denn die hatten ein lustig Leben, so lange die Geschichte währte, „freie Abzug und frei Getränk.“ Allein außer diesen Wenigen, die ein selbstsüchtiges Interesse mit dem Prozesse verband, fand derselbe doch geringe Sympathie. Höchstens erfreute sich noch der hin und wieder vorkommende fanatische Aberglaube an den bevorstehenden Greueln, oder die immer herrschende leichtsinnige Roheit gedachte sich an den blutigen Schauspielen zu ergötzen und zu kurzweilen. Aber das Volk im Großen und Ganzen liebte die Prozesse nicht mehr, wenn es dieselben auch vielleicht früher einmal geliebt hatte. Es hatte zu bittere Erfahrungen gemacht. Solch ein Proceß verzweigte sich auf die merkwürdigste Weise und entvölkerte manchmal halbe Dorfschaften. Nichts vermochte vor Verdacht und Anklage zu schützen. Und Verdacht und Anklage war sicherer Tod.

„In den Verdacht der Hexerei,“ sagt ein tüchtiger Kenner dieser Zeit, „konnte das Größte, wie das Kleinste, das Ernsteste und Lächerlichste bringen: — ungewöhnliche Schönheit wie ungewöhnliche Häßlichkeit, außerordentliche Einfalt wie hervorragender Verstand, Armuth wie Reichthum, Gesundheit wie Krankheit, ein unbedachtes Wort, eine unbedachte Gebärde, Tugend und Laster, Vorzüge und Gebrechen, guter und schlechter Ruf — Alles, Alles. — Ja in Wahrheit Alles konnte zu einem Anzeichen der Hexerei werden.

Brach irgendwo eine ansteckende Krankheit aus die Hexen hatten sie angerichtet; grassirte eine Viehseuche, die Unholde; hatten sie gemacht; mißrieth Getreide und Futter, fiel Hagel, kam Wassers- oder Feuersnoth, gab eine Kuh schlechte Milch, krepirte ein Schwein, verlegte ein Huhn, ging Etwas verloren, wurde Etwas gestohlen: Hexerei, lauter Hexerei. Wird ein Weib bei Knochen, bei einer Kröte oder Eidechse angetroffen oder mit Schmeer, Unschlitt und nicht alltäglichen Kräutern in der Hand: — sie ist unzweifelhaft eine Hexe. Geht eine Frau selten zur Kirche, so ist sie eine Hexe; geht sie recht häufig und benimmt sich sehr andächtig, das muß Verdacht erwecken. Wird sie als Zeugin vorgefordert und zeigt sich ängstlich, das ist sehr verdächtig; aber ebenso wenn sie zu zuversichtlich auftritt. Macht sie gar Miene, dem Zeugniß auszuweichen durch die Flucht, und wird ergriffen: fort mit ihr auf die Marterbank und von da auf den Scheiterhaufen!

Hat eine Weibsperson rothe Haare oder schielende Augen, sie muß eine Hexe sein; bezeugt ihr ein Hund oder eine Katze auffallende Anhänglichkeit, sie ist eine Hexe. Bezweifelt Jemand die Hexerei und die Gerechtigkeit des Hexenprocesses: faßt ihn auf der Stelle! Denn das muß ein Erzkezer und Erzhexenmeister sein. Zeigt hinwieder Einer allzu ungewöhnlichen Eifer im Denunciren, (im Verdächtigen Anderer) so wird er gleichfalls verdächtig; denn er will den Verdacht von sich auf Andere lenken.“ — Man durfte eben, wie man sagt, den Sack hängen, wie man wollte, man war

nicht gesichert. Nirgends war ein Zufluchtsort vor der Gefahr. Nichts bot ein Auskunftsmitel. Niemand bildete eine Ausnahme. Diese allgemeine Unsicherheit des Lebens brachte natürlich eine große Aufregung unter dem Volke hervor, welche noch stieg, als man anfing, hier und da auf diese oder jene verdächtige Person hinzudeuten und so schon im Voraus die Familien und Ortschaften zu bestimmen, die unglücklich werden würden. Besonders war man aber erbost auf den Pfarrer Wicht in Hestrich. Denn mit Recht bezeichnete man ihn als den Haupturheber des Processes. Er habe, sagte man, durch sein unzeitiges und unsinniges Predigen den ersten Anlaß dazu gegeben. Von verschiedenen Seiten wurde ihm deshalb Rache geschworen. So erklärte die alte Schultheißin von Hestrich vor aller Welt, als sie erfuhr, daß man sie als Hexe verdächtigen wolle, wenn sie brennen müsse, dann sollte er es büßen, der alte Hexenriecher. Sie wolle schon dafür thun, daß auch dann „seine geliebte Cäcilia,“ wie er sie nenne, den Scheiterhaufen besteige. — Schon fing das dunkel drohende Verhängniß an, in der bedauernswürdigen Pfarrfamilie Fuß zu fassen. Der Philippsvetter brachte natürlich diese Erklärung brüthwarm in's Pfarrhaus. Und sie verfehlte auch ihre Wirkung nicht. Sie füllte dort den bitteren Vermuthsbecher des Leids bis zum Rande.

Ach, wie war es in dem Pfarrhause so schnell anders geworden! Wie hatte dort der finstere Geist des falschen Glaubenseifers rasch alle guten Geister verscheuht, den Geist der

Liebe, Eintracht, und des Friedens, den Geist der Fröhlichkeit und des stillen Glücks. Dagegen waren Kummer und Herzeleid und verbittertes, trotziges, verzagtes Wesen eingeزogen.

Die Frau Cäcilia war die ersten Tage nach dem Markt bitterböse auf ihren Mann. Das Mutterherz konnte dem nicht so leicht vergeben, der ihren braven, schönen, unschuldigen Sohn so grausam, so unmenschlich hinausgestossen hatte aus der Heimath und noch dazu auf das Wort des heimtückischen und verhassten Kanzleiraths hin. Doch lange vermochte sie es nicht so auszuhalten. Der Groll und Zorn lag nicht in ihrer frommen, weisen Denkart. Sie versuchte es, die Sache wieder beizulegen. Sie brachte es über sich, ihren Gatten flehentlich zu bitten, auf den Knien liegend zu bitten, er möchte den Heinrich zurückrufen. Aber er blieb wider Erwarten starr. Und je öfter sie ansetzte, desto starrer ward er. Zuletzt mußte sie jegliche Hoffnung aufgeben, zumal jetzt Nachricht kam, daß ihr Sohn sich direct nach Frankfurt gewandt, und daß der von ihrem Manne so ingrimmig gehäßte Spener ihm eine Hauslehrerstelle ausgemacht habe. Nun schien alle Versöhnung unmöglich. Nun fing die unglückliche Frau erst recht an, traurig zu werden und ihren auf immer verlorenen und verstoßenen Liebling zu beweinen. Ihr Gesicht ward bleich, und ihr Auge blickte trübe in die Welt. Sie sah sich nimmer gleich, die rüstige, lebensmuthige, fromme, fröhliche Pfarrfrau. —

Allerdings nahm es der alte Pfarrer auch nicht leicht.

Er selbst litt unter diesen Verhältnissen Unsägliches. Er saß jetzt meistens ganz unter seinen Büchern vergraben und las und las. Aber seine Augen wurden manchmal dunkel, und heiße, bittere Thränen besleckten das Buch. Hier oben ward auch ein Kampf gekämpft. Sein Rücken ward immer krummer und sein Gesicht jeden Tag faltiger. Er verwelkte wie der Apfelbaum vor seinem Fenster, und die Blätter an seinem Lebensbaum fielen schnell ab, wie draußen der Wind die Blätter von den Zweigen schüttelte. Herzeleid und Kummer zehren rasch auf.

Aber was nützte es, daß er sich selbst verzehrte? Was nützte es, daß sogar die fröhliche, lustige Kinderschaar ihre Fröhlichkeit und alle Lust verlor und scheu und verduzt umherherschlich? Damit wurde der finstere Geist im Hause nicht gebannt, damit nicht der alte Friede und die frühere Freude wieder zurückgerufen. Es ward nur immer finsterner und finsterner. Neben der Trauer um den Sohn kam der alten Pfarrfrau nun auch noch die heiße Angst um das Leben des Mannes und ein neuer Seelenkampf.

Sie pflegte jetzt ihren Mann noch sorgfältiger, als früher, und behandelte ihn so sanft, so freundlich, daß er ihre Liebe merken mußte. Sie hätte sogar ihn noch gern getröstet, weil sie wußte, wo der Sitz seiner Krankheit war, wegen seines Verfahrens gegen seinen Sohn, wenn nicht ihr ganzes Wesen sich dagegen gesträubt hätte. Aber sie konnte nicht sagen: „Du hast recht gehandelt, Johannes, Heinrich war schuldig, Du mußttest so thun.“ Ihr Herz sprach: „Dein

Sohn ist unschuldig und dein Mann hat Unrecht." Aber was half ihr diese Entscheidung? Sie liebte Beide und durfte auch ihren Mann nicht verdammen und sagen: „Es ist recht so, daß Du dahinschwindest. Warum willst Du in Deinem Starrsinn das kleine Wort der Versöhnung nicht sprechen?“ Am liebsten hätte sie wieder Alles in Ordnung gehabt. Und das quälte sie Tag und Nacht, daß sie Nichts ändern konnte. Nach allem Sinnen und Denken blieb es, wie es war. Sie hatte und behielt ihren Gram um ihren verbannten Sohn und ihren dahinschwindenden Gatten und die Sorge um die Zukunft ihrer Kleinen. Aber sie hatte und behielt noch Etwas, was uns nie entschwinden darf, was aber in so schwerer Zeit eine treffliche Stütze ist, die uns immer aufrecht erhält. Das war das Gebet und das Wort Gottes. Und außer diesen hatte sie noch einen besonderen Schatz reichen Trostes in den köstlichen Liedern des frommen Paul Gerhardt, die sie zum Theil auswendig wußte. Sie sang oft allein und auch mit ihren Kindern:

Warum sollt' ich mich denn grämen?
Hab' ich doch Christum noch,
Wer will mir den nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir schon
Gottes Sohn
Beigelegt im Glauben?
Schickt er mir ein Kreuz zu tragen,
Dringt herein Angst und Pein,
Sollt' ich drum verzagen?

Der es schickt, der wird es wenden;
Er weiß wohl,
Wie er soll
All mein Unglück enden.

Es war gut, daß sie so starken Trost hatte. Denn wie ein Unglück nie allein kommt, so geschah es, daß in dieser Zeit der Schullehrer Schneider von Heftrich plötzlich starb und ein gänzlich zerrüttetes Vermögen hinterließ. Dieser Schullehrer Schneider hatte aber eine Schwester der Frau Pfarrer zur Frau, und der Pfarrer Wicht hatte aus Verwandtschaftsrücksichten in früheren Zeiten seinem Schwager sich für eine bedeutende Summe verbürgt. Man glaubte längst Alles in Ordnung. Nun stellte es sich aber auf einmal heraus, daß noch Nichts von dieser Schuld abgetragen war, und weil sich kein Vermögen vorfand, daß der Pfarrer Alles zahlen mußte. Die Summe war aber so bedeutend, daß sie das ganze ersparte Vermögen der Pfarrfamilie auf- fraß. Das war ein harter Schlag, noch fühlbarer in solcher Zeit. Der Pfarrer selbst nahm es gleichgültiger. Die Pfarrerin jedoch fuhr ihren Knaben mit der Hand über die blonden Locken und schluchzte laut auf, als sie es erfuhr.

Es ist gar hart, auf einmal zu verlieren, woran man Jahre lang zusammengetragen hat, die Sparpfennige für die Zukunft der Kinder, die dem eigenen Munde, der eigenen Kleidung entzogenen Kreuzer. Es ist aber noch härter, wenn noch dabei ist die sich täglich mehrende Besorgniß um das Leben des Mannes, und wenn der einzige erwachsene

Sohn, der dann als der Ernährer eintreten könnte, in der Verbannung weilt und nie auf eine Anstellung rechnen darf.

In dieser harten Zeit traf die Pfarrfrau die Nachricht von der Drohung der alten Schultheißin. Das war noch ein härterer Schlag. —

Die Pfarrerin war eine fromme, gottergebene Frau, die recht wohl wußte, daß die Erde nicht unsere Heimath und eigentliches Vaterland ist, daß einmal hier unten Abschied genommen werden muß. Und obgleich sie noch recht gern eine Zeit lang bei ihrem Manne und ihren Kindern geblieben wäre, wenn es nicht anders war, wäre sie fröhlich und selig gestorben in ihrem Glauben an Jesum Christum. Aber die Art und Weise, wie es dabei herging, war ihr durchaus nicht einerlei. Wenn sie daran gedacht hatte, dann hatte sie sich auf dem Bett liegen sehen bis zum Tode matt und müde, durch die Fenstervorhänge und das grüne Laub des Gartens stahl sich der letzte Sonnenstrahl aus Westen, um ihr Bett herum stand die ganze Kinderschaar, denen sie noch zum letztenmal die Hände drückte und segnend ihre Hand auf ihren Häuptern ruhen ließ, und über sie gebeugt stand ihr Mann und ihr Heinrich und beteten ihr zur Wegstärkung kräftige Sprüche und Gebete vor und drückten ihr endlich die müden Augen zu. Sie hatte sogar schon, wie es damals Sitte war, an den Text gedacht, den man allenfalls zu ihrer Leichenpredigt nehmen könnte. Selbst die Stätte auf dem Kirchhof, wo sie ruhen wollte, hatte sie ausgesucht und ihrem Johannes angegeben. Es war ein

sonnig Plätzchen, wo ganz in der Nähe schon zwei ihrer Kinder, die frühzeitig gestorben waren, begraben lagen. Und nun sollte sie sich auf einmal in eine andere, in die schrecklichste Todesart hineindenken, in den „gottsjämmerlichen“ Tod der Hexen. —

Wenn sie an die kalten Foltereisen dachte und die unmenschlichen Qualen, an die Roheit und Gemeinheit des Henkers, an die eiskalten und doch so wichtigen Gesichter der Richter, an den Brandpfahl, an den man sie binden würde, und an den über alle Massen furchtbaren Flammentod, und wie ihre Asche in alle Winde zerstreut würde und vielleicht ihr Gatte und ihre Kinder sie als Hexe verabscheuen und ihr Andenken verfluchen würden: sie konnte schier wahnsinnig werden, wenn sie sich's ausmalte.

Freilich hatte sie noch keine Gewißheit, daß es so werden würde. Es konnte nur allenfalls möglich sein. Das Hexengericht war ja noch gar nicht zusammengetreten und trat auch schwerlich vor Neujahr zusammen. Bis dahin konnten aber noch allerhand andere Möglichkeiten geschehen. Der alte Graf konnte sterben, und wer konnte wissen, ob sein Nachfolger einen Hexenproceß haben wollte. Die alte Schultheißin konnte sterben, ja sie selbst konnte sterben. Und wenn Keines starb, war es denn so nothwendig, daß die alte Schultheißin angeklagt würde? Und wenn sie angeklagt wurde, und wenn dieselbe sie, wie sie gesagt, als Hexe verdächtigte, konnte sie nicht vielleicht das Ansehen ihres Mannes und ihr eigener guter Ruf vor jeglicher Anklage

schützen? Es konnte ja keinem Menschen in der ganzen Welt nur von Weitem einfallen, an ihre Schuld zu glauben. Das und Aehnliches sagte sie sich täglich, ja stündlich vor.

Aber war es das düstere Wetter, das draußen herrschte, war es das Unglück im eigenen Hause, sie konnte sich, nachdem einmal ihr die Erklärung der Schultheißin zugerannt worden war, der Gedanken nicht mehr erwehren, daß sie ganz sicherlich vor das Hexengericht gestellt werden würde. Und der bloße Gedanke an die Möglichkeit machte schon ihr Blut erstarren und ihr Herz stille stehen. Jedenfalls war der tiefere Grund dieses ihres Glaubens der, daß sie die Schuld ihres Gatten recht wohl fühlte. Sie wußte ja, wie Alles gekommen war. Und so kam ihr oft die Vorstellung, als ob sie die Schuld, die ihr Gatte an den bevorstehenden Greueln hatte, an ihrem Leibe büßen müßte, als ob die Gerechtigkeit Gottes gar nicht anders könne. Sie sah sich dann bereits gerichtet und verdammt, und alle Schrecknisse des entsetzlichen Flammentodes traten vor ihre Seele. Es kam eine unbeschreiblich aufreibende Hast und Unruhe über sie.

Sie konnte in solchen Zeiten nicht einmal recht beten. Und wenn sie betete, dann meinte sie, sie müsse Gott zwingen, daß er Alles wieder so einrichte, wie es gewesen war. Was sie jedoch sonst nie gekonnt, das konnte sie jetzt, stundenlang da sitzen und träumen. Dann aber sprang sie auf und verrichtete mit übermäßigem Eifer und Anstrengung ihre Arbeit, daß sie ganz erschlafft und ermüdet zusammen-

sank. Oft vergaß sie das Nächste und Nöthigste, daß sie ganz verzweifelte, ob sie noch länger ihrer Haushaltung vorstehen könne. Sie schrieb deshalb an die Frau Pfarrer Küger in Walsdorf um ihre Tochter Anna, ob diese ihr eine Zeit lang aushelfen könne. Sie hatte dabei den Nebengedanken, dieses sanfte und lebenswürdige Mädchen, wenn sie dann sterben sollte, als künftige Pflegerin ihres Mannes und als treue Wärterin ihrer Kinder heranzubilden. — Die Antwort kam bald. Nach Weihnachten würde die Anna eintreffen. —

O Weihnachtsfest, du Frühlingsfest mitten in kalter, öder Winterzeit, was warst du sonst ein lieblich Fest in der Pfarrfamilie in Heftrich! Wie konnte sich die lebensfrohe Pfarrfrau so herzlich freuen an der Freude der Kinder, wie thauete selbst der strenge Pfarrherr auf und nahm persönlichen Antheil an den Spielen der Kleinen, und wie fröhlich und selig klangen die Gesänge und Choräle hinaus in die frische Winterluft, hinauf zu dem klaren Sternenhimmel!

Diesmal war es, als hätte das Fest Trauergewänder angezogen, als wäre das Todtenfest auf dieses Lebensfest gefallen.

Die unglückliche Frau mußte den ganzen Bescheerungsabend weinen. Sie erinnerte sich der vorigen Feste und ihrer Lust und bedauerte die Kinder so sehr, daß sie nicht zu der alten Lust kommen konnten. Auch traf sie unwillkürlich der Gedanke, daß dieses wahrscheinlich das letzte Fest

für sie sein würde. Ihr einziges Labfal und ihr Erquickung, wonach sie auch schon lange herzlich verlangt hatte, und dessen sie sich jetzt freute, war das heilige Abendmahl, das auf den ersten Weihnachtstag in Heftrich gefeiert wurde. Und es erquickte und erlabte sie auch, wie früher nie. Sie verspürte ordentlich den wunderbaren Segen und die göttliche Kraft, die durch es in ihr gewirkt wurde. Darnach konnte sie einmal wieder so recht aus vollem, gläubigen Herzen heraus beten. Sie fing an, sich wieder an den herrlichen Aussprüchen der Schrift zu kräftigen und zu erbauen. Ihre todtmilde Seele gewann in der Versenkung in die Geburt unseres Herrn und Heilandes neues Leben und neue Freudigkeit. Im Glanz des Weihnachtslichtes ward es auch lichter und lichter in ihrem Innern, und sie stand fester dem nahenden Verhängniß gegenüber.

Aber es nahete auch jetzt. Fast zugleich mit dem Eintritt der jungen Anna in das Wicht'sche Haus trafen auch die ersten Nachrichten ein vom Zusammentreten des Hexengerichts. — Ja es war mit den ersten Tagen des neuen Jahres zusammengetreten, das Schreckensgericht, und hatte seine Wirksamkeit begonnen. Als Zeichen, in welcher Ausdehnung es dieselbe zu entfalten beabsichtigte, mochte gelten, daß man außer dem gewöhnlichen Landesausschuß, der nebst seinen Officieren in Idstein lag, noch 20 Mann zum Dienst zog und sie als Wächter bei den noch einzuziehenden Gefangenen gegen einen bestimmten Lohn (für den Tag elf Weißpfennige) in Pflicht nahm.

Der Landesherr war den bevorstehenden Gräuelszenen aus dem Wege gegangen. Er hatte für die Dauer des Processes seinen Wohnsitz in Wiesbaden aufgeschlagen. Die Hauptleitung des Gerichts lag in den Händen des Kanzleiraths Nikolaus Vogt, obgleich der von Busseck des Scheines halber zum Präsidenten ernannt war.

Als die Frau Pfarrer Wicht diese letzte Nachricht vernahm, seufzte sie tief auf, und von ihren Rippen klang es leise klagend „o weh“. Der Name Vogt hatte ihr jede Hoffnung abgeschnitten. Sie hatte in den Augen dieses boshaften, fanatischen Mannes einen unversöhnlichen Haß gegen sie gelesen und wußte, daß er jeden Anlaß, auch das geringste Fünkchen von Verdacht benutzen würde, um sie zu verderben.

Aber wunderbarer Weise, je mehr sie ihren Feinden in's Gesicht sehen konnte und je gewisser das gefürchtete Schicksal wurde, desto fester ward ihr Herz, desto ruhiger ihre Seele.

Sie arbeitete wieder in ihrer alten Weise und vermochte trefflich die junge Anna anzuleiten und dieselbe an sich und ihre Kinder in treuer Liebe anzufetten. Auch schaute sie klarer in die hohen Gedanken Gottes hinein, die ihr in früheren dunkeln Stunden unbegreiflich und hart erschienen waren.

Sie sagte sich: „Der allbarmherzige und allmächtige Gott kann dich retten, und wenn die Feinde noch so feine Gewebe spinnen, um dich zu fangen. Aber wenn er dich dem ent-

selblichen Tode Preis geben will, dann meint er es dennoch gut, er bleibt doch die ewige Liebe." Sie fühlte jetzt deutlich, daß auf andere Weise, als durch ihren schuldlosen Tod, die Halsstarrigkeit ihres Mannes nicht gebrochen werden könne, daß er nur durch ihre unschuldige Hinrichtung irre werden könne an seinen bisherigen Anschauungen, und daß dadurch die Versöhnung mit seinem Sohne angebahnt und der Friede des Hauses wieder hergestellt werden könne.

"Ach, wenn ich mit meinem Tode den Frieden des Hauses und das Glück meines Mannes und meiner Kinder erkaufen könnte, wollte ich gern sterben," sagte sie laut vor sich hin, zwar mit schmerzzuckendem Munde, aber mit begeistertem Auge. Die Liebe fing an, in diesem treuen Weibe den Sieg davon zu tragen über die Schauer des schrecklichsten Todes. Und einmal aufgenommen, spann sie an diesem lieblichen Gedankenfaden weiter und weiter, und je mehr Bilder der Freude und des Wohlergehens sie für die Ihrigen herausspann, desto mehr spann sie sich die Angst und Sorge vom Herzen und ward von Tag zu Tag ruhiger und freudiger. Sie konnte wieder singen:

Satan, Welt und ihre Rotten
Können mir
Nichts mehr hier
Thun, als meiner spotten.
Laß sie spotten, laß sie lachen;
Gott, mein Heil,
Wird in Eil
Sie zu Schanden machen.

Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ, wo er ist,
Stets sich lassen schauen.
Wollt' ihn auch der Tod aufreiben,
Soll der Muth
Dennoch gut,
Und sein stille bleiben.

Freilich wenn die Nachrichten von der eifrigen und blutigen Thätigkeit des Hexengerichts dann und wann eintraffen, gab es ihr jedesmal einen Stich in's Herz, und ihre Seele ward eine Zeit lang bange und verzagt, bis sie sich wieder im Gebet gestärkt hatte.

Der Philippsvetter brachte gewöhnlich diese Berichte. Es war jetzt für seine Neugierd eine äußerst günstige Zeit. Er war auch fast immer auf dem Wege nach Idstein anzutreffen. Dort spürte er mit seiner langen, spizen Nase in allen Gassen und Wirthshäusern, und wenn er heim kam, hatte er einen ganzen Sack voll Neugierkeiten.

Das Gericht hatte mit der siebenzigjährigen Wittwe des herrschaftlichen Wiesenmanns Wolfinger aus Idstein den Anfang gemacht. Man hielt diese arme, betagte Person besonders dazu geeignet, da sie schon lange Jahre einstimmig als Hexe bezeichnet wurde, und man von ihr viel Aufklärung von den teuflischen Verbindungen in der Gegend zu erlangen hoffte.

„Ja,“ bemerkte der Philippsvetter in Betreff ihrer, „sie hat ihr Lebtag Nichts getaugt und hat grausam viel Unheil gestiftet. Man brauchte sie nur anzusehen, wie sie aus
Schupp, Die Pfarrfrau von Hestrich. 4

ihrem einstöckigen Häuschen mit dem einen verdrehten Auge durch das kleine Fensterchen herauschielte, dann wußte man schon, wie viel Uhr es war. Nachts ist sie als schwarzer Kater umhergelaufen und hat sich Alles zusammengeschleppt, was sie nur haben wollte, und wie manchmal haben die Nachbarn gesehen, wie der „Gott sei bei uns“ glühend zu ihrem Schornstein hineingefahren ist, und wie sie auf einem stumpfen Besen hinaushuschte.“ —

Die Unglückselige gestand auf der Folter ihre Schuld und ward bald darnach sammt der Wittwe Eva Hennemann von Niederseelbach, die Rothkopfin genannt, hingerichtet und auf dem Wolfsbacher Kirchhof beerdigt.

„Wenn's Einer recht geschehen ist,“ sagte der Philippsvetter in Bezug der Rothkopfin,“ so war es dieses unholdige Weibsbild. Denkt Euch nur, da hat sie Geld leihen wollen vom reichen Jost in Dasbach. Der gibt ihr keines, weil sie eine läuderliche Person ist. Kommt da sein Bübchen gerade aus der Schule von Idstein und begegnet ihr noch ein Stück vor dem Dorf. Da macht sie ein Bißchen Hockuspockus. Auf einmal kriegt es der Bube in die Kniee, daß er kaum heim konnte. Er war, weiß Gott im Himmel, verhext. Das zeigte sich erst, als nun von selbst am ganzen Knie Löcher entstanden. Kein Doctor konnt's erklären und Niemand helfen. Was war da zu machen? Er mußte elendiglich an der Zehrung sterben.

Das war das Erste, was ihr nachgewiesen wurde. Dann wie sie dem Gassenbacher Hofbauern, der sie fortge-

jagt von der Arbeit, die Weide vergiftet, Raupen und Ungeziefer gemacht und das Vieh getödtet hat. Aber das Schönste war das Dritte. Da hat sie dem Arnsteiner Kloster-Kuhhirten ein ungetauftes Kind gestohlen und Hexensalbe davon gekocht. O, wenn so Personen mit glühenden Eisen gezwickt und lebendig verbrannt werden, dann kann man wahrlich mit kaltem Blute zuschauen."

So wußte der Philippsvetter von Jeder Etwas. Als die Beschließerin am gräflichen Hofe, die Dorothea Zerbeck, die wegen ihres schiefen Mundes verdächtig geworden war, hingerichtet wurde, meinte er: „Die Thörin glaubte, sie könnte unseren hochweisen Hexenrichtern Etwas vormachen. Sie bestand darauf, ihr schiefer Mund käme daher, als der junge Graf abgewöhnt worden sei, habe sie ein Paar Nächte hintereinander gewacht, und in ihrer Schläfrigkeit habe sie einmal fürchterlich gähnen müssen, und da sei ihr die Kinnlade übergesprungen. Aber der Herr Kanzleirath Bogt bewies ihr, daß sie es mit den Fingern greifen konnte, wie sie schon längst eine Hexe gewesen und habe ein Vater-unser beten wollen aus alter Gewohnheit, und da sei der Teufel gekommen und habe ihr wider die Kinnlade gestossen, und so sei ihr Mund in eine schiefe Stellung gekommen. Hernach hat sie es auch auf der Folter bekant, daß es so wäre.“ — „Allen Respect vor unsern Hexenrichtern!“ sagte der Philippsvetter.

Elf Personen waren so schon als Opfer jenes schändlichen Aberglaubens gefallen, die das Gericht zum Theil in

Stöcklein selbst, theils in Niederseelbach und Neuhof gefunden hatte, da wandte sich auf einmal die Untersuchung nach Heftrich.

Eines Morgens Anfangs Februar erschien der Landberetter Hosius im Dorfe und verhaftete drei Personen auf einmal als der Hexerei verdächtig: Anna Margarethe Fey, Margarethe, des Wirths Johann Andread Ehefrau, und als dritte die alte Schultheißin. Die Frau Pfarrerin erschrak so sehr und wurde so angegriffen durch dieses Ereigniß, daß sie ein Paar Tage das Bett hüten mußte. Sie war doch noch nicht ganz fest.

Und wiederum erschien der Landberetter Hosius. Diesmal verhaftete er Margaretha, des Georg Hartmanns Ehefrau, und Anna Magdalena Schneider, die verwittwete Schullehrerin von Heftrich, die Schwester der Frau Pfarrer.

„Das nächste Mal trifft's mich“, sagte die Pfarrerin mit Schaudern. Sie konnte nicht einmal mehr Mitleid haben mit ihrer Schwester. Die Sorge um ihr eigen Leben und ihre Familie nahm alle Gedanken weg. Die alte Unruhe war in noch höherem Grade über sie gekommen. Solche Ungewißheit, in der sie lebte, ist schrecklicher, als der Tod. Ach, wie hat sie in diesen Tagen sich ihren Heinrich herbeigewünscht! Zu ihrem Manne hatte sie in diesem Stück kein Vertrauen. Sie wußte noch nicht einmal, wie er ihre Angst auslegte, ob er nicht selbst Verdacht gegen sie schöpfte. Da fing sie einen Brief an zu schreiben an ihren Sohn, um ihm ihr ganzes Herz auszuschütten. Aber sie hatte ihn

noch nicht beendigt, da sollte sie Gewißheit haben. Sie stand in der Küche am Küchenschrank, da hörte sie ein Pferdegetrappel. Ihr Herz fing an stille zu stehen. Das Getrappel kam näher und näher. Da stürmte der kleine Gotthold herein: „Der Landbereiter hält vor unserem Haus, was will der nur?“ Die Mutter wußte, was er wollte. Sie ward bleich wie der Tod, selbst ihre Rippen wurden bleich. Ein plötzlicher Krampf kam über sie, daß sie sich minutenlang weder regen noch rühren konnte. Der Landbereiter stand schon lange vor ihr und hatte ihr den Verhaftsbefehl bereits vorgelesen, aber sie war noch immer bewegungslos. Auf einmal indessen that sie einen Schrei so gellend, so schrecklich, daß das ganze Haus zusammenge-
laufen kam. Das fürchtbare Weh, das sie die lange Zeit im Stillen getragen, und die gewaltsam unterdrückte, unerträgliche Angst in ihrer Brust, Alles das zitterte durch diesen Schrei. Ganz entsetzt standen Alle umher und starrten auf den Landbereiter und die Pfarrfrau: die Anna, das Gesinde und der Pfarrer. Diesem ging es wie dem Zacharias, als der im Tempel ein Gesicht geschaut. Er hatte völlig die Sprache verloren. Die Ueberraschung und der Schrecken hatte seine Zunge gelähmt. Die heldenmüthige Frau fand sich zuerst wieder; sie küßete, herzte und segnete jedes ihrer Kinder. Auch die Anna drückte sie an ihre Brust: „Du bist ein starkes Mädchen, Du hast ein starkes, gutes Herz. Sieh, ich muß in den Tod. Bleibe Du bei meinen Kindern, bleibe bei meinem Manne. Gott wird



Dir's lohnen." Dann warf sie sich weinend und schluchzend ihrem Manne an den Hals: „Johannes, lebe wohl. Berzeihe mir, wenn ich Dir irgend wehe gethan. Aber Johannes, glaube an meine Unschuld, Du magst hören, was Du willst. Du kennst mich 27 Jahre, wie kein anderer Mensch. Lebe wohl, ich sehe Dich noch einmal, ehe ich sterbe. Für diese Zeit habe ich noch einen Wunsch." Sie riß sich los und bat den Landbereiter, sie nun schnell fortzuführen. Es war ein herzerreißendes Schreien und Jammern der Kinder. Die Anna schluchzte, daß es ihr fast das Herz abstieß, und der Pfarrherr stand sprachlos, die gerungenen Hände zum Himmel hinauf gehoben. So standen sie noch lange auf der Treppe und schauten die Gasse hinunter, wie alles Volk sich versammelte und entsetzt und schauernd der vielgeliebten und allverehrten Frau nachblickte. So schied die Pfarrfrau von Hestrich aus ihrem Heimathdorf, um als Hexe gerichtet zu werden.

IV.

Wir wollen froh sein, daß wir in unseren Zeiten leben, wenn uns Manche auch noch so sehr die guten alten Zeiten preisen möchten, und wenn uns auch Manches in diesen Zeiten nicht behagt. Die Hexenthürme, die noch aus früheren Jahrhunderten herüberraegen, und die Beschrei-

bung der Hexenproceſſe, wie ſie in den Archiven aufbewahrt werden, lehren uns mit höchſt eindringlichem Tone Zufriedenheit.

Wer aber in ſeiner Gegend keine Alterthümer dieſer Art zu finden weiß, um daran zu lernen, der braucht nur nach Idſtein zu gehen. Dort ſteht noch der alte Hexenthurm, wo die armen Unglücklichen gefangen ſaßen, dort ſind noch die alten Proceßacten vollſtändig erhalten und können von Jedermann nachgeleſen werden. Auch der Richtplatz, wo die Hinrichtungen abgehalten wurden, und der Wolfsbacher Kirchhof, wo die Gequälten endlich Ruhe und Frieden fanden, ſind leicht aufzufuchen. Idſtein hat überhaupt etwas Düſteres, beſonders zur Winterzeit, wann Schnee und Nebel rings die kahlen Höhen und Wälder decken, aber noch viel düſterer ſah es aus damals, als der Rauch der Scheiterhaufen die Dächer des Städtchens deckte.

Wer will es drum der armen Pfarrfrau übel nehmen, daß ſie leicht zuſammenzuckte, als ſie vom Heſtricher Weg aus die erſten Häuser von Idſtein gewahr wurde? Stärker ſing ſie freilich an zu zittern und zagen, als ſie nun auch den hohen Hexenthurm erblickte. Dort vereinigten ſich ja alle möglichen Schrecken für ſie. Es ſchauert uns ja faſt, die wir nur im Geiſt jenen entſetzlichen Ort auffuchen ſollen.

Aber wir müſſen hinein, die arme Pfarrfrau mußte ja auch hinein. — Die Gefängniſſe lagen in dem oberen Theile des Thurms und waren kleine, kahle Gemächer mit engen Deffnungen und wenig Luft. Es wäre fürwahr der

Qual genug gewesen, dort wochenlang eingesperrt zu sein mit seinen trostlosen Gedanken und seinen schrecklichen Befürchtungen. Aber die damaligen Hexengerichte begnügten sich nicht mit einer Behandlungsweise, die noch einigermaßen im Gebiet der Menschlichkeit lag. Wo sie eingriffen, mußte sofort der höchste Grad der Unmenschlichkeit zur Anwendung kommen. Statt den Gefangenen ein Lager zum Schlafen oder einen Stuhl zum Sitzen zu bieten, wie das wohl heutzutage geschieht, wurden gewöhnlich die Glenden Tag und Nacht in den sogenannten Stock gelegt. Das waren, wie es in der alten Beschreibung heißt, „große dicke Hölzer, zwei oder drei übereinander, da sie an einem Pfahl oder Schrauben auf- und niedergehen. Durch dieselben sind Löcher gemacht, daß Arm und Bein darinnen liegen können, darin werden die armen Gefangenen geschlossen, daß sie weder Arm noch Bein nothdürftig gebrauchen oder regieren können.“ Man sieht, es war das eine ganz entsetzliche Lage, indem Kopf und Füße fest zusammenkamen und der Rücken übermäßig gespannt und gekrümmt wurde. Aber die alten Rechtsverständigen meinten: „Sonderlich gut seien die Stocke wider die, so mit Teuffelskünsten umgehen.“ Man hielt sie für ein vortreffliches Mittel, die Angeklagten zum Geständniß „mürbe“ zu machen.

Es ist kaum zu glauben, daß ein Mensch seinen Nebenmenschen so unnatürlich quälen könne, aber was wären diese Vorqualen gegen die Qualen des eigentlichen Folterns, wenn der Anklagte nicht „mürbe“ wurde und auf die vor-

gelegten unsinnigen Fragen nicht einging, auch allen Kniffen und Pfiffen der Richter bei den Verhandlungen auswich, und man nun zu der sogenannten peinlichen Frage oder zum Foltern überging!

Die Folterkammer war auch im Thurm. Aber da müssen wir aus der Höhe desselben hinunter in ein unterirdisch Gewölbe. Denn „die Orthe, da die Tortur vorgenommen wird, sollen abgelegen sein, auf daß keine Leuth hinzulaufen, damit der Richter die Urzichten des Hexenvolkes geheim halten kann. Die Gewölber sollen dick sein, damit der Inquisiten Geschrei und Winseln den Umherwohnenden nicht beschwerlich falle.“

Schon der Anblick dieser dumpfen Marterhöhle, wo so manche Schandthat und Gräuelf ungescheut geschehen, wo so manche Verzweiflungstöne eines bis auf den Tod gehezten Menschenkindeß ungehört verhallt waren, schon das bloße Klirren jener fürchterlichen Zangen und Schrauben, womit die unmenschliche Pein und Qual hervorgerufen wurde, mußte Jedem die Haare sträuben und das Blut in Eis verwandeln.

Das wußten auch die Richter. Deshalb wurde den Angeklagten beim Eintritt, ehe die Folter zur Anwendung kam, noch einmal die Beschaffenheit und Wirkung der einzelnen Instrumente ausführlich auseinandergesetzt. Und das Gericht hatte die Freude, daß solche Erklärung „oft die Verstocktesten zum Sprechen gebracht hat.“ Das war noch ein gewisser Grad von Menschlichkeit. Aber wenn der

bloße Schrecken noch nicht „mürbe“ gemacht hatte, dann ging der ganz entmenschte Henker mit seinen Knechten an sein entsetzliches Geschäft, das wir wohl ein wenig beschreiben müssen. — Der erste Grad der Folter bestand in der Anwendung des sogenannten „Daumenstocks.“

Es war derselbe ein mit eisernen Zacken versehenes Instrument, in das die ganzen Daumen hineingelegt werden mußten. War das geschehen, so wurden die an den beiden Seiten angebrachten Schrauben vermittelst eines Schraubenschlüssels solange von dem Henker zgedreht, bis das Blut zu den Nägeln herausprikte. Die Schmerzen waren entsetzlich. Aber der dem Geständniß folgende Feuer= tod war noch entsetzlicher. Und so schrieten und jammerten wohl die Gemarterten, aber sie gestanden meistens nicht. Und hatten sie es ausgehalten, so versuchten sie es, ob sie nicht auch die übrigen Grade überstehen könnten. Warum sollten sie selbst gegen ihre Unschuld zeugen, sich selbst dem Schreckenstod überliefern? Aber sie verrechneten sich schwer. Die Daumenpressen waren nur Kinderspiel gegen den zweiten Grad der Tortur. Als solcher galten die „spanischen Stiefeln.“ Das waren Beinschrauben, inwendig mit eisernen Zacken versehen, zwischen welchen Schienbein und Wade gepreßt wurden, wenn es nicht anders war, bis die Knochen brachen. Wer diesen Grad der Folter überstand, bekam nur in seltenen Fällen den Gebrauch seiner Füße wieder. Aber die Meisten gestanden. Denn die Henker hatten noch ein Hauptmittel, um die Schmerzen in's Ungeheure zu steigern,

indem sie mit dem Schraubenschlüssel heftig wider das das Schienbein umschließende Schraubenstück anschlugen. „Die Scharfrichter sollen mit den Schlüsseln wider die Beinshienen kloppen, da der Schmerz dann empfindlicher wird.“

Als dritter Foltergrad folgte „der Zug.“ Darunter verstand man eine Auseinanderrenkung des Körpers in der Art, daß die auf dem Rücken gefesselten Hände des Gefolterten an die oberste Sprosse einer Leiter gebunden wurden und nun durch die Drehung einer an der Leiter angebrachten und an den Füßen befestigten Walze der Körper immer weiter auseinandergezogen wurde. Die Arme der Unglücklichen standen zuletzt verkehrt und verdreht über dem Kopfe, wie dann alle Bänder, Muskeln, Knochen außer Ordnung kamen und die Körperlänge bedeutend zunahm. „Es soll,“ sagt die Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V., „der hartnäckige Inquisit also auseinandergezogen werden, daß man durch seinen Bauch ein Licht scheinen sieht, welches hinter ihn gehalten wird.“ Dieses war wohl das Härteste, was es gab. Denn bei dieser Weise des Folterns trat noch zu den körperlichen Schmerzen, eine ungeheure Beängstigung der Seele, und nur Wenige hielten's aus. Und wenn sie es auch einmal aushielten, dann unterlagen sie gewiß im Wiederholungsfall.

Gesetzlich sollte die Folter allerdings nicht wiederholt werden, gesetzlich sollte auch die Anwendung der Folter nicht länger als eine Viertelstunde dauern, aber es geschah doch. Aus der einen Viertelstunde wurde oft eine ganze Stunde,

ein halber Tag, ja ein ganzer Tag. Und wenn auch nicht „wiederholt,“ so durfte die Folter doch „fortgesetzt“ werden, und am Fortsetzen ließen es die Richter nicht fehlen. Sie gebrauchten auch öfters noch dazwischen andere Folterinstrumente, aber für die drei Folterungsgrade waren die angeführten die beliebtesten und gewöhnlichsten. Sie genügten auch vollständig, um die Angeklagten in jeder Beziehung „mürbe“ zu machen und zu jedem Geständnisse bereit, das man haben wollte. Viele unterlagen den ungeheuren Qualen und starben noch während des Folterns. Andere fielen in Ohnmacht oder Starrkrampf oder jenen unnatürlichen Schlummer, den man mit „Hexenschlaf“ bezeichnete. Nur Wenige, sehr Wenige machten allen Scharfsinn und alle Quälereien der Richter zu Schanden, wie zum Beispiel die Ehefrau des Georg Hartmann von Heftrich, von der es in den Acten heißt: „ist halsstarrig geblieben, daß man sie ohne Bekenntniß in's Gefängniß zurückführen ließ.“ Aber obgleich man Nichts auf sie bringen konnte, wurde sie doch bis zum 17. Juni l. J. im Gefängniß gelassen, dann an den Pranger gestellt, mit Ruthen gestrichen und des Landes verwiesen.

Unschuldig selbst nach damaligen Gesetzen und doch des Landes verwiesen! — Man sieht die Ungerechtigkeit und Zähigkeit dieser Richter, die um keinen Preis wieder losgeben wollten, was sie einmal in Händen hatten.

Indessen es ist Zeit, daß wir uns wieder nach der als Hexe angeklagten Pfarrfrau umsehen. — Auch sie war wie

die Uebrigen in eine jener traurigen Gefängnißzellen gesperrt worden. Selbst die Qualen des Stocks blieben ihr nicht erspart. Allein sie behauptete sowohl diesen Unannehmlichkeiten, als auch den bevorstehenden Schrecken der Folter gegenüber jenen hohen Glaubensmuth, den sie sich schon lange vorher in treuem Kampfe und heißem Gebet errungen hatte. Und der Gott, der das Schreien des gequälten Menschenherzens vernimmt und stets in den Schwachen mächtig ist, der schützte und stärkte sie, daß sie sich auch nach den Augenblicken der höchsten Angst und Niedergeschlagenheit immer wieder in alter Freudigkeit erheben konnte.

So stand sie denn am 18. Februar 1676 Vormittags dem schrecklichen Hexengericht zu ihrem ersten Verhöre gegenüber, zwar mit unsichern Füßen durch das Sitzen im Stock, aber mit festen, klaren Augen und festem, starkem Herzen. Es ist fast unmöglich, daß nicht der stolze Nicolaus Vogt die einfache Würde und Unschuld ihres Wesens demüthigend empfunden habe, aber desto gewaltiger kochte die Wuth in seinem boshafteu Herzen. In den Actenstücken wenigstens, die uns von jenem Proceß aufbewahrt sind, kann kaum die blinde Thorheit und der unsinnige Eifer jenes fanatischen Aberglaubens in ein grelleres Licht gestellt werden, als durch ihre einfachen, verständigen Antworten und ihr ruhiges, klares Benehmen. Und wenn sie auch körperlich unterlag, geistig war sie die Siegende. Ihr einfältiger Herzensglaube hat in Wirklichkeit triumphirt über den gelehrten, hochmüthigen, verdammungsflüchtigen Glaubenseifer jener Zeit.

Zunächst zur Feststellung ihrer Person gab sie an, daß sie Cäcilia heiße, Tochter des verstorbenen Pfarrers Zeitloß zu Dachsenhausen bei Coblenz sei, 50 Jahre zähle und sich vor 27 Jahren an den Pfarrer Wicht zu Hestrich verheirathet habe.

Darauf schritt man zum eigentlichen Verhör. Die erste Frage, die ihr vorgelegt ward, lautete: „Ob sie nicht mit dem Raster der Hexerei behaftet?“ — Ihre Antwort war: „Nein, da behüte sie die heilige Dreifaltigkeit vor.“ 2. Frage, „Und öfters in einer Kutsche, welche von Katzen gezogen worden, zu den Hexentänzen gefahren?“ — Antwort: „Nein, da behüte sie die heilige Dreifaltigkeit vor.“ 3. Frage, „Auch daselbst Hexenkönigin gewesen?“ Antwort: „Wüßte nichts von Hexen.“ 4. Frage: „Ob's nicht wahr, daß sie auf des Teufels Zwang viele Kälber umgebracht?“ Antwort: „Nein, es wären ihr aber im vorigen Jahre zwei und noch vor vierzehn Tagen eins daraufgegangen.“ 5. Frage, „Auch im herrschaftlichen Stalle Rüche umgebracht?“ Antwort: „Nein, Gott wisse es.“ 6. Frage, „Auch den Rühen die Milch nehmen helfen?“ Antwort! „Nein.“ 7. Frage, „Auch Raupen gemacht?“ Antwort: „Sie habe wohl viele Mühe mit ihnen gehabt, aber sie habe keine gemacht, das könne nur Gott.“ 8. Frage, „Ob sie die Weiden habe vergiften helfen?“ Antwort: „Nein, wüßte Nichts von Hexerei, wäre aber sonst eine arme Sünderin.“ 9. Frage, „Ob sie nicht vor 10 Jahren in Bräungesheim bei Frankfurt ein ungetauftes Kind habe ausgegraben helfen, welches in der

Schultheißin zu Hestrich Haus gebracht, gekocht und Hexensalbe daraus gemacht worden" ? Antwort: „Ach nein, Gott behüte sie vor solchem Herzeleid.“ 10. Frage: „Ob's nicht wahr, daß sie an Menschen und Vieh großen Schaden durch Hexerei gethan?" Antwort: „Nein, ihr Lebtag nicht, wüßte ja Nichts von Hexerei.“ 11. Frage: „Ob sie nicht einmal gegen die alte Schultheißin von Hestrich gesagt, daß sie froh sei, aus ihrer Heimath gekommen zu sein, weil die Leute daselbst ihr nichts Gutes nachgesagt?" Antwort: „Nein, sie habe ihr Lebtag kein Wort der Art gegen die Schultheißin gesagt; man solle in ihrer Heimath nachfragen, sie wäre nur 6 Meilen von hier zu Hause. Sie stamme von ihrem Vater und ihren Altvätern her aus einem Pfarresgeschlechte und habe auch einen Pfarrer geheirathet. Es würden ihr diese Hexereien aus Haß und Neid nachgeredet, weil ihr Mann allezeit wider dieses Laster gepredigt habe, daher ihr die bösen Leute gehässig seien. Sie verlange, daß ihr Diejenigen vorgeführet würden, die Solches wider sie geredet.“ Damit war das erste Verhör beendigt. Es waren ihr alle Anklagepunkte vorgebracht worden, die man überhaupt nur gegen sie vorbringen konnte. Aber bei aller gesunden Vernunft in der Welt, was waren das für Anklagepunkte! Es will uns gar nicht in unsere Köpfe hinein, daß gescheute Männer, die sogar eine wissenschaftliche Ausbildung genossen hatten, solchen Wahnsinn im Ernst fragen konnten. Und doch war es Ernst, schrecklicher Ernst. Die rauchenden Scheiterhaufen im Hintergrunde bewiesen, daß es Ernst war.

In den nächsten Verhören wurde dem Verlangen der Frau Pfarrer nachgegeben. Es wurden ihr ihre Anklägerinnen gegenübergestellt.

Wenn vielleicht die unglückliche Frau dachte, diese Weiber würden nicht den Muth haben, ihr solche abscheuliche Dinge, wie sie dieselben ihr nachgesagt, auch in's Angesicht zu schleudern, und sie würde durch die Macht der Wahrheit ihre schändliche Lügen niederschmettern und zu Schanden machen können, so hatte sie sich arg verrechnet. Sie kannte die Macht der Folter noch nicht. Sie wußte nicht, daß diese armen Geschöpfe in der Furcht ihres Herzens ihr noch viel gräßlichere Anklagen in's Gesicht sagen und mit dem Muth der Verzweiflung auch darauf bestehen würden. Zuerst wurde ihr die alte Schultheißin gegenübergestellt. Das geschah schon am 19. Februar. Bei diesem rachsüchtigen Weibe, die ja, wie sie gedroht, den ersten Verdacht auf die unschuldige Pfarrfrau geworfen hatte, war am wenigsten zu erwarten, daß sie ihr früheres Zeugniß widerrufen würde. Sie wiederholte auch ihre alte Anklage Punkt für Punkt. Da mochte die fromme Cäcilia noch so sehr erschrecken über solche boshafte Verläumdungen und in tiefer Entrüstung sie laut für eine niederträchtige Lügnerin erklären und ihr entgegenhalten, sie könne nicht selig sterben, wenn sie bei solchen Aussagen bleibe, es zuckte nur ein kalter Hohn über ihr verzerrtes Gesicht, der bedeutete: „Ich sterbe, aber Du stirbst auch.“

Aber auch die sonst gutmüthige und brave Ehefrau des

Balthasar Fey, die nach der Schultheißin herbeigeführt wurde, bestand auf ihrem Zeugniß, trotz aller Widerrede der Pfarrfrau. — Jeder, der nur ein Gefühl für Wahrheit hatte, mußte schon an der Kraft und dem Freimuth, womit die Pfarrerin die Unwahrheit sämtlicher Anklagen nachwies, und womit sie behauptete, daß ihr schändlich Unrecht geschehe, und an der Entschiedenheit, mit der sie ausrief, als eine neue Verdächtigung aufkam: „Alles Solches ist erstunken und erlogen,“ merken, wo die Wahrheit sei. Aber wer konnte auch bei diesen stumpfen Herrenrichtern und ihren blödsinnigen Besitzern ein Gefühl für Wahrheit suchen?

Darnach wurde sie erst am 26. Februar wieder zum Verhör geführt und zum Geständniß aufgefordert, da ihre eigene leibliche Schwester gegen sie gezeugt habe. Das war ihr allerdings stark. So Etwas hätte sie nimmer sich vorgestellt. Sie verlangte darum dringend, daß ihre Schwester ihr gegenübergestellt würde, — „weßhalb man aber,“ so bemerkte Kanzleirath Vogt in den Acten, „zur Zeit nach Bedenken gehabt.“ Man fürchtete die Würde und natürliche Beredtsamkeit der Pfarrerin, und ihre Schwester war noch nicht „mirbe“ genug.

Am 29. Februar war abermals Verhör. Die Frau Pfarrer sollte auf die Aussagen ihrer Schwester vernommen werden. Es war das ungemein peinlich für sie. Sie antwortete darum auch nur kurz und stolz, indem sie jegliche Verdächtigung zurückwies. Sie wisse sich durchaus frei von

dem ihr zugerechneten Vaster der Hexerei. Habe ihre Schwester Etwas wider sie geredet, so sei dies falsch; sie habe ihre Schwester oft ausgeputzt, daß sie so leicht und verschwenderisch wäre, daher komme wohl ihr Zorn. Man solle ihr daher ihre Schwester vorführen. — „Weile man aber,“ heißt es wiederum in den Acten, „der alten Sattlerin und ihrer Schwester, der Schulmeisterin von Heftrich, noch nicht ganz versichert gewesen, daß sie der Inquisition Alles in's Gesicht sagen würden, so hat man rathsam gefunden, mit der Confrontation diesmal noch einzuhalten.“

Für die in der ungeheuerlichsten Verblendung befangenen Hexenrichter war es gewiß, daß erst nach gehörigem Foltern der Teufel in den Hexen so weit besiegt sei, daß sie die Wahrheit redeten. Deßhalb konnten sie so unbefangen solche Bemerkungen in den Acten niederschreiben, die der Nachwelt klar darthun mußten, wie sie nur nach falschem Zeugniß ihr Urtheil gesprochen haben. —

Am 3. März hatte man endlich sich der Schullehrerin durch Foltern so weit versichert, daß man sich auch auf sie verlassen konnte, sie werde bei ihrer Aussage bleiben. So wurden denn die beiden Schwestern einander gegenübergestellt. Die Pfarrerin wurde auf's Tiefste erschüttert durch die entsetzlichen Anschuldigungen ihrer nächsten Verwandten. Sie brach in lautes Weinen aus und faßte ihre Schwester bei der Hand: Sie solle doch ihr Gewissen bedenken, es wäre ja nicht wahr, sie thue ihr Unrecht.“

Aber diese blieb ruhig und kalt. Ihr Gesicht war bleich,

ihr Auge todt wie geistesabwesend, als läge sie noch auf der Folter. So sagte sie nochmals ihre Anschuldigungen her, und blieb dabei, als ihr auch die Pfarrerin mit nachdrücklichen Worten und kräftigen Bibelsprüchen diese üble Nachrede verwies. So wollte sie zum Drittenmal ihre Anschuldigungen hersagen, als ihr die Pfarrerin entsezt abwinkte. Weinend wurde darauf die unglückliche Pfarrfrau wieder abgeführt in ihr einsames Gefängniß. Was hatte es ihr genützt, daß ihr sämtliche Anklägerinnen vorgegestellt worden waren? Sie hatte ihr falsches Zeugniß nicht zu vernichten vermocht. Drei Zeugen verlangten das Gesetz. Und durch dreier Zeugen Mund war sie der Hexerei überwiesen. Es fehlte Nichts, als ihr eigenes Geständniß. Das sollte die Folter herauspressen.

Sie hatte die ganze Zeit kein Sterbenswörtchen von zu Haus gehört, von ihren Kindern, von ihrem Mann. Und doch schmachtete sie darnach, wie ein Verdurstender nach einem Tröpfchen Wasser. Sie hätte lange gezehrt von ein wenig Nachricht dort oben.

Am Ende schien es ihr ganz unnatürlich, daß ihr keine Nachricht zukam. Und doch war es so natürlich. An dem Morgen, wo seine Frau als Hexe angeklagt, die Gasse hinuntergeführt worden war, hatte der Pfarrherr noch lange auf der Treppe gestanden wie ein Steinbild, dann war er plötzlich umgefallen auch wie ein Steinbild, steif und gerade. Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen. Man schaffte ihn in's Haus, man legte ihn in's Bett, man blüßete und rieb ihn,

man ließ ihm zur Aber, aber er schien todt zu sein. Endlich schlug er wieder die Augen auf. Indessen er blieb steckensteif, und kein Wort kam über seine Zunge. So lag er acht Tage, vierzehn Tage, bis es merklich besser wurde. Aber wenn auch sein Leib steif und stille wie todt dalag, sein Herz und seine Seele war nicht stille und ruhig gewesen. Dort wogten und stürmten die Gedanken wie die Wellen in stürmischer, wogender See. — „Meine Frau eine Hexe? Dieses stille, brave, arbeitsame, fromme Weib eine Hexe?“ fragte er sich tausendmal. Als Antwort darauf standen dann jedesmal Bilder vor seiner Seele, die mit lauter Stimme riefen: „Nein, nein, es darf, es kann nicht sein.“ So kam es ihm vor, wie er sie zum erstenmal gesehen als holde, verschämte Jungfrau im Pfarrhaus zu Dachshausen; dann wie der alte Vater sie in der Kirche mit zitternder Hand ihm in die Arme legte mit den Worten: „Das ist das liebste Kind, das ich habe, halte mir es treu, ich fordere sie einst von Dir zurück.“

Dann kam der sonnige Tag, wo er die junge, blühende Frau in sein Pfarrdorf, in die festlich geschmückte Wohnung eingeführt hatte. Und so kam der Reihe nach ihr ganzes eheliches Zusammenleben, wo sie sich bald als thätige Hausfrau, bald als treue, liebende Mutter, bald als zärtliche, aufopfernde Gattin, bald als Wohlthäterin der Armen, bald als Engel der Kranken, bald als Licht und Vorbild der Gemeinde bewiesen hatte. Sein treues Gedächtniß führte ihn stets dabei ganz deutlich die Zeiten und Ge-

legenheiten vor Augen, wo er immer tiefer in ihre trefflichen Eigenschaften hineingeschaut und ihr edles, tiefes Gemüth immer besser kennen gelernt hatte. Aber wenn er Alles erwogen und bedacht hatte, auch das Kleinste, Unbedeutendste, Unscheinbarste, dann mußte er sich sagen: „Sie hat sich herrlich bewährt und bezeugt in jeder Lebenslage in Glück und Unglück, in Freud und Leid; im Unglück und Leid als glaubensmüthig und stark, in Glück und Freude als demüthig und dankbar.“ Wenn er an diesem Weibe zweifeln mußte, dann mußte er an sich selber irre werden, dann konnte er gar nichts mehr glauben. Gut kann ja doch nicht zugleich böse, Wahrheit nicht zugleich Lüge, Tag nicht zugleich Nacht, ein Engel nicht zugleich ein Teufel sein.

Sein Herz, seine Beobachtung, seine Ueberlegung, Alles in ihm rief: „Nein, sie ist keine Hexe.“ — Aber wenn er zu diesem Schlusse gekommen war, dann kamen andere Bilder, und zwar schrecklicher Art. „Sie ist allerdings keine Hexe, allein sie stirbt doch sagte er sich.“ „Und du, du bist schuld daran, daß sie stirbt,“ rief's ohne Aufhören in seinem Innern, „du hast dir selbst das Theuerste, das Liebste, was du auf Erden hattest, gemordet.“ „Indessen,“ dachte er dann wieder, „wie sie unschuldig ist, so können ja auch die Andern schuldlos sein. Dein Sohn hatte am Ende doch recht. Und wenn es so wäre, ja, wenn es so wäre, so hast du den Stein geworfen, so hast du die gräßlichste Blutschuld auf dem Gewissen, so bist du selbst, statt das Reich Gottes zu fördern, ein eifriger Diener des Sa-

tans gewesen.“ — Wenn er so weit war, dann ward es ihm schwindlich vor Seelenschmerz. Und er konnte nicht weinen. Sein Auge blieb trocken, während sein Herz blutige Thränen weinte. Und er konnte nicht schreien. Sein Mund blieb stumm, während seine Seele schrie in Angst und Verzweiflung. In solcher Pein lag er oft Tage lang, Nächte lang. Kein Schlaf kam in seine Augen. Der Sand rauscht ein der Sanduhr, Sandkorn auf Sandkorn. Stunden kamen, und Stunden gingen, aber seine Qualen gingen nicht. Der Regen schlug wider die Fenster und tropfte von den Dächern, und die Tropfen vereinigten sich und bildeten Wasser und schwemmten den Schmutz von den Steinen und den Gassen und die Steine und das Gehölz aus den Gräben hinunter nach der Emsbach, hinunter nach der Bahn. Aber Nichts kam, was ihm die Pein von der Seele hinwegschwemmte. Er hatte eine Ahnung von jener endlosen Pein und Qual, die da Hölle heißt, wo der Wurm nicht stirbt, das Feuer nicht erlischt.

Allmählig ward es jedoch besser mit seinem Körperzustand. Die Sprache kam wieder. Auch die einzelnen Glieder konnte er nach und nach wieder gebrauchen.

Mit dem Besserwerden war auch zugleich eine nicht zu stillende Hast und Unruhe über ihn gekommen. Am liebsten wäre er noch halb lahm und halb genesen nach Idstein geeilt. Man mußte ihn fast mit Gewalt zurückhalten. Der Arzt hatte es streng verboten, auch nur einen Tritt vor die

Thüre zu thun. Aber was helfen in solcher Lage alle Verbote und alle Gewalt?

In einer Nacht, als Alles im Hause schlief, hüllte sich der Pfarrer Wicht in sein schwarzes Amtskleid und ging nach Idstein, seine Frau aufzusuchen.

Es war eine jener Sturmnächte, die es im März öfters gibt. Die Luft war nicht besonders kalt, aber die Nacht war schaurig. Der Sturm brauste fast donnerähnlich durch die schwarzen, öden Wälder, und oben am Mond huschten gespensterartig die dunkeln Wolken vorüber. Man dachte sich solche Nächte als besonders günstig für Hexentänze. Der Pfarrer mußte über die Klippelhaide. Aber auf der Klippelhaide tanzte Nichts, wie überhaupt nie etwas dort getanzt hatte. Er selbst sah am ersten aus wie ein Gespenst in seiner langen, schlotternden, schwarzen Gestalt, wie er vom Wind gepeitscht und von der Krankheit noch matt über die dunkle Haide dahinschwankte. Es kostete ihn viel Schweiß und viel Mühe, bis er Idstein erreichte. Aber endlich stand er vor dem Hexenthurm.

Er stand vor dem Hexenthurm. Jedoch was wollte der schwache Greis in der Mitternachtsstunde vor dem Hexenthurm? Er durfte ja nicht daran denken, jetzt zu seiner Frau gelassen zu werden oder sonst mit ihr sich zu verständigen. Um solche Zeit war das Thor des Gefängnisses verschlossen, und Niemand öffnete es. Oder konnte seine schwache Hand die eisernen Thüren und Riegel sprengen, die den Weg zu ihr versperreten? Vermochte seine matte

Stimme die Höhe zu erreichen und die gewaltigen Mauern zu durchdringen, so daß sie in ihrer Zelle gehört wurde? Nahm nicht schon der Sturmwind den schwachen Ton hinweg, ehe er aus der kranken Brust hervordrang? Das hatte er Alles in seinem krankhaften Eifer nicht überlegt. Ihn zog es nur in ihre Nähe. Dort würde sich schon Gelegenheit bieten, mit ihr zu verkehren. Er mußte noch einmal aus ihrem Munde hören, daß sie unschuldig sei. Und wenn er so die feste Gewißheit erlangt hätte, dann wollte er Alles, auch sein Leben wagen, um sie frei zu machen und die Andern, und wenn nicht, dann hatte er eben die Hölle auf Erden. — Aber umsonst rasselte er mit seiner letzten Kraft an der Pforte, umsonst rief er den Thurm hinauf: „Cäcilia, Cäcilia!“

Jetzt, wie er da in einsamer Mitternacht so allein und ohnmächtig dastand, vom Sturm zerzaust, während der Mond die glatten undurchdringlichen Mauern des gewaltigen Thurmes beschien, sah er erst, wie thöricht er gewesen war. Er wollte schier verzweifeln in seinem sehnsüchtigen Herzen.

Aber es gibt ein wunderbares Walten Gottes über unsern Bitten und Verstehen hinaus. In demselben Augenblick, wie er ganz zerschlagen und vernichtet den Thurm verlassen wollte, erschien seine Gattin an dem offenen Fenster. Er erkannte sie in dem hellen Mondlicht.

Sie wußte nicht, daß Botschaft von Hestrich da war, daß dort unten ihr verzweifelter Gatte ihren Namen rief. Sie wollte beten. Sie glaubte es inniger, andächtiger zu

thun, wenn sie zum freien Himmel aufschauen konnte. So sah sie ihr Gatte, wie sie, die gefalteten Hände erhoben, da stand, und inbrünstig ihre Gebete sprach. Jetzt hätte er nicht mehr zu fragen gebraucht. So betete eine Hexe nicht.

Als sie die Hände fallen ließ, hörte er sie singen. Bald konnte er folgende Worte unterscheiden:

Herr, mein Hirt,
Brunn aller Freuden!
Du bist mein, ich bin dein,
Niemand kann uns scheiden;
Ich bin dein, weil Du dein Leben
Und Dein Blut
Mir zu gut
In den Tod gegeben.
Du bist mein, weil ich Dich fasse
Und Dich nicht, o mein Licht,
Aus dem Herzen lasse.
Laß mich, laß mich hingelangen,
Da du mich
Und ich Dich
Ewig werd' umfassen.

Jetzt hätte er nicht zu fragen gebraucht. So sang eine Hexe nicht. Dennoch rief er: „Cäcilia, Cäcilia!“ und fragte, als sie nach ihm hinblickte und ihn erkannte: „Um Gottes ewiger Barmherzigkeit willen sage, bist Du schuldig oder nicht? Und wenn Du schuldig bist, so verstocke Dich nicht, solange Dir noch Frist zur Reue gegeben ist, sondern gestehe und sage Alles, was Du weißt.“ Aber sie rief als=

bald herunter: „Ich bin unschuldig, und wenn schon tausend Personen gegen mich zeugten.“ Der Pfarrer hatte es längst gewußt, daß es so war, und wenn er es nicht gewußt hätte, die letzten Augenblicke hätten ihn überzeugen können. Und doch ergriffen ihn die Worte seiner Gattin unbeschreiblich. Sie klangen ihm wie Donner des Gerichts. Nun war seine Schuld nicht mehr bloße Ahnung und bange Befürchtung, sondern Gewißheit, schreckliche Gewißheit. Und wenn er sie nicht zu retten vermöchte, öffnete sich ihm eine ganze Hölle von Gewissensqualen. Noch stand er völlig niedergedonnert da, als eine dunkle Gestalt, die leise hinter ihn getreten war, ihn plötzlich am Kragen faßte: „Ha,“ rief sie, „haben wir Dich, alter Hexenmeister, willst uns noch die Hexlein verführen, daß sie nicht ihre Schuld bekennen? Nun für Dich wird auch noch ein Scheiterhaufen da sein. Fort mit Dir auf die Wache?“

Es war ein Glück für den Pfarrer, daß noch rechtzeitig der wohlwollende Stadthauptmann Post von seiner Gefangennahme hörte und ihm durchhalf, sonst hätte ihn fürwahr das eifrige Hexengericht auch noch auf die Folter und den Scheiterhaufen gebracht.

„Das heißt noch einmal mit heiler Haut entronnen,“ sagte der rauhe Kriegsmann, indem er ihn in der frühen Morgenstunde aus der Wachtstube entließ: „wäre der Bogt vor mir hinter Eurer nächtliche Fahrten gekommen, der hätte Euch in einen Proceß hineingeritten, wo Euch Euer exemplarischer Lebenswandel und alle Eurer Hexenpredigten nicht

herausgeholfen hätten. Aber nun macht, daß Ihr heim zu Euren Kindern kommet, und waget Euch nicht sobald wieder aus Eurem Heftrich heraus. Gebet es um Gotteswillen auf, Eure Frau retten zu wollen. Verdächtig habt Ihr Euch schon gemacht, noch ein Wort zu ihren Gunsten, und Ihr seid verloren. Es ist aber genug, daß Eins von Euch sterben muß. Muthwillig soll man nicht in den Tod gehen. Man hat auch Verpflichtungen gegen seine Kinder. Eurer Frau werde ich das Nöthige schon mittheilen.“ Es war ein Anblick zum Erbarmen, wie daraufhin die hagere, schwarze Gestalt des so schrecklich geschlagenen Pfarrherrn in den Morgennebel hinausschwankte, um heimzuwandern. Selbst der in den Schlachten des dreißigjährigen Krieges gehärtete Hauptmann wischte sich eine Thräne aus den Augen. Ach, er kannte noch nicht die Hälfte des Weh's, das auf dem Herzen des Armen lastete. — Einen Theil seiner Last beschloß jedoch der Pfarrherr von sich abzuwälzen. Er nahm sich vor, die Versöhnung mit seinem Sohn nachzusuchen. Vielleicht, dachte er, gelingt auch der jüngeren Kraft, was ihm nicht gelingen sollte, die Rettung seiner Mutter. Das war der einzige Hoffnungstern, der ihm leuchtete auf dem dunklen Weg zur Heimath.

Die Pfarrerin saß wieder allein auf ihrem Thurm, schutzlos dem schrecklichen Wahnsinn jenes verblendeten Gerichts dahingegeben. Aber sie hatte ja schon lange gelernt, von Menschenhilfe abzusehen und sich nur auf den Herrn zu verlassen. Wer konnte ihr auch sonst beistehen in den

dunklen Stunden, die jetzt über sie kamen, und die sie unabänderlich kommen sah?

Am zehnten März, den Tag nachher, als ihr Mann sie aufgesucht hatte, wurde sie wieder vor das Gericht gefordert, aber nur, um mit ihr zur sogenannten peinlichen oder scharfen Frage überzugehen. Denn als sie erklärte, kein Geständniß ablegen zu können, ging's alsbald in die Folterkammer, um dort die Verhandlung fortzusetzen. Sie wurde zuerst von dem Scharfrichter am linken Fuß geschraubt, was ihr ein „großes Geschrei und Jammern“ auspreßte. Allein sie blieb standhaft und behauptete ihre Unschuld. Sie wußte Nichts zu sagen, als von ihrem lieben Herrn Jesu, betheuerte sie. Die Unmenschen von Richtern jedoch hatten keinen Sinn für diese rührende Sprache eines frommen Herzens. Sie befahlen unbarmherzig, den rechten Fuß in Angriff zu nehmen. Der rohe Hentersknecht in seinem dankverdienerischen Eifer brachte sie fast zur Verzweiflung. In den höchsten Angsttönen rief sie: Man solle doch nicht so unbarmherzig mit ihr umgehen, sie wäre ja ein Mensch und kein Hund, es geschehe ihr Gewalt. „Weil man aber“, heißt es, „nichts aus ihr hat bringen können, hat man sie wieder weg in's Gefängniß führen lassen.“

Einmal hatte sie heldenmüthig unter den schrecklichsten Schmerzen die Wahrheit behauptet. Aber mehr vermochte sie nicht. Als sie am 13. März wieder in die Folterkammer geführt wurde und die schauerlichen Marterwerkzeuge sah und das boshafte Auge des Nikolaus Vogt, da

merkte sie schon, daß ihre Kraft nicht ausreichen würde. Sie bat Gott im Stillen, er möge ihr die Sünde verzeihen, wenn sie in dem Wahnsinn des Schmerzes allerhand Thorheit und Lüge aussage. Sie wolle aushalten, solange ihr Vermögen reiche. Alles Andere stelle sie seinem höheren Gerichte anheim. Er solle ihr aber gnädig sein um seines lieben Sohnes Jesu Christi willen. — Wie sie es geahnt, so geschah es. Unter den größeren Folterschmerzen brach sie zusammen. Ihre Widerstandskraft war gebrochen. Sie gestand Alles, was man haben wollte. Sie hätte auf der Klippelhaide und der Altenburg getanzt. Sie hätte dem Teufel zugeschworen und ihm die Hand gereicht. Zweimal hätte sie von ihm das Abendmahl empfangen. Die Hostie sei schwarz gewesen und hätte schlecht geschmeckt, auch der Kelch habe schwarz ausgesehen, aber wie Wein geschmeckt, und ähnlicher Unsinn.

Sie bat nur, da sie Alles, was man gewollt, zugegeben habe, solle man es ihren Mann und ihre Kinder nicht entgelten lassen.

In dem Anfangsverhör hatte die Pfarrerin angegeben, sie sei aus Dachsenhausen gebürtig. Das gewissenhafte Gericht glaubte auch dort vielleicht noch Anklagepunkte gegen sie aufstöbern und ihre Anklage noch fester beweisen zu können. Allein es sollte sich täuschen.

Ein Gerichtsmann daselbst, ein 60jähriger Greis, der um sein Gutachten angegangen war, sagte aus: Die Pfarrerin habe er gekannt. Vor ungefähr 28 Jahren sei sie von dort

weggegangen, habe aber dort im ganzen Kirchspiels als eine stille, brave Person gegolten. Habe sie Böses gethan, so habe sie es später gelernt; er wisse aber nichts davon, habe auch nie Etwas davon gehört. Ebenso günstig sprach sich der Schultheiß aus und erklärte seine Uebereinstimmung mit dem vorstehenden Leumundsbericht.

Indessen was konnte das beste Zeugniß der Unglücklichen helfen? Sie hatte ja selbst eingestanden, und drei Zeugen hatten ihre Aussage erhärtet. Sie war verloren.

Das schreckliche Urtheil, welches das Gericht, an dessen gesunden Sinnen man zweifeln möchte, fällte, lautet wörtlich also:

- 1) Wahr, daß sie Gott ab- und dem Teufel zugeschworen.
- 2) Wahr, daß sie vom Teufel zur Zaubererei verführt.
- 3) Wahr, daß sie vor zehn Jahren von bösen Leuten in Heftrich verführt.
- 4) Wahr, daß sie Gott und der heiligen Dreifaltigkeit ab- und dem bösen Geiste zugeschworen.
- 5) Wahr, daß sie bei einem Hexentanz in des Teufels Namen getauft worden.
- 6) Wahr, daß sie bei einer Hexenzusammenkunft als eine Königin erschienen und in einer Kutsche, welche von schwarzen Katzen gezogen worden, dahin gefahren.
- 7) Wahr, daß sie ihr eigen Kind auf des Teufels Antrieb habe müssen umbringen helfen.

8) Wahr, daß sie ihr selbst und anderen Leuten mit Vergiften viel Vieh umgebracht.

9) Wahr, daß sie oftmals mit dem Teufel getanzt.

10) Wahr, daß sie an Menschen und Vieh mit Hexen großen Schaden gethan.

11) Wahr, daß wenn sie des Teufels Befehl nicht befolgt, von demselben übel tractirt worden sei.

12) Also wahr, daß ihr Verbrechen hierdurch offenbar werde und sie zur wohlverdienten Strafe, Andern zu einem abschreckenden Exempel, mit dem Feuer vom Leben zum Tode gerichtet würde. —

Der Graf Johannes hatte sich die Genehmigung der Anträge des Gerichts und die Bestätigung der Todesurtheile vorbehalten.

Wird er obiges Urtheil bestätigen?

Wird der junge Heinrich noch rechtzeitig eintreffen und Etwas auswirken können? —

V.

Der alte Pfarrer Wicht hatte den Brief an seinen Sohn geschrieben. Ein Enkelkind des Philippsvetter hatte ihn hinüber nach Frankfurt getragen und auch nach einigem Forschen das Haus des reichen Kaufherrn aufgefunden, wo Heinrich seine Hauslehrerstelle bekleidete.

Er war eben mit seinen Zöglingen heimgekehrt von einem Spaziergange, da fand er zu seinem Staunen den Heftricher Burschen und seines Vaters Brief. Aber sein Staunen ging schnell in den furchtbarsten Schrecken über, als er in den Brief hineinblickte.

Daß der beabsichtigte Hexenproceß in Idstein wirklich seinen Anfang genommen habe, hatte er seiner Zeit zu seinem großen Leidwesen im Frankfurter Journal gelesen. Aber daß man seine Mutter theiligen und in Anklagezustand versetzen könnte, daran hatte er so wenig gedacht, als an den Einsturz des Himmels oder den Untergang der Welt. Er wurde leichenblaß, es wurde ihm schwindlich vor den Augen. Er mußte sich an einem Stuhle halten, sonst wäre er umgesunken. „Was fehlt Ihnen, Herr Wicht?“ rief der freundliche Kaufherr, der seinen Schwächezustand bemerkte und ihm zu Hilfe eilte. Die Kinder hingen schon weinend an den Kleidern ihres lieben Lehrers. Auch die Hausfrau war herzugetreten und blickte besorgt in das entsetzte Gesicht des Jünglings. Da brach ein Thränenstrom aus den Augen Heinrichs, und unter Schluchzen sagte er: „Meine gute, gute Mutter, von der ich Ihnen so oft erzählt habe, ist als Hexe verflagt.“ — „Ach wäre sie lieber gestorben,“ sagte der Kaufherr, auch ganz bleich im Gesicht, „der Himmel erbarme sich dieser argen, blinden Welt.“ Er schaute heller in die traurigen Verhältnisse dieser Zeit, als damals mancher Andere that. „Ist denn keine Rettung mehr?“ schluchzte die Frau, sich ganz in die Lage der Unglücklichen

hineindentend. „Mein Vater zweifelt daran, aber er verlangt von mir, daß ich das Mögliche thue,“ antwortete der Jüngling in der tiefsten Niedergeschlagenheit. Indessen ich weiß nicht, wohin ich mich wenden und was ich thun soll, fügte er mit wieder neu ausbrechenden Thränen hinzu, das Hexengericht in Idstein ist völlig unzugänglich. Eher könnte ich den festen Hexenthurm mit meinen Armen umreißen, als die halsstarrige Verblendung und stolze Dummheit dieser Leute besiegen. Und unser Landesfürst ist einer jener blinden, starren Strenggläubigen, die überall Hexerei und Ketzerei riechen. „So gehen Sie doch zu dem lieben Herrn Spener,“ meinte die Frau. „Er hat vielen Einfluß und manche Verbindung mit den Mächtigen dieser Erde. Er weiß Ihnen gewiß Rath und Hilfe zu geben.“ „Meine Frau hat Recht,“ stimmte der wohlwollende Kaufherr mit ein. „Da gehen Sie hin. Dort finden Sie Trost und guten Rath.“ — Wenn Sie aber schnell eine Reise thun müßten, ein Kößlein aus meinem Stall steht zu Ihrer Verfügung. Das wissen Sie. Nun, Gott segne Sie in Ihren Unternehmungen. Man fragt nach mir. Ich muß fort.“ Auch dem jungen Heinrich schien der Vorschlag der gutmüthigen Kaufmannsfrau am Ende das Beste zu sein, was er unter diesen Umständen thun konnte.

Er schüttelte mit aller Entschiedenheit die in ihm aufkeimende Muthlosigkeit und Verzweiflung von sich und eilte für die hereinbrechende Dämmerung mit großer Sicherheit durch die engen Straßen der Stadt. Der Weg zu

dem Hause des allverehrten Seniors Spener war ihm ein gar geläufiger und bekannter.

Philipp Jacob Spener stand damals in Deutschland ähnlich da, wie einst Luther. Auch er war ein Reformator, nur nicht so gewaltig, so bedeutend. Er hatte nur fromme Wünsche, wo dieser wie ein Feuerstrom dahergebraust war. Aber er verstand es, in die Christenheit, in der die traurige Rechtgläuberei Alles erstarrt und ertödtet hatte, neues Leben und neuen Geist einzugießen. Sein frisches, freies Wesen, das auf ächte Herzensfrömmigkeit gegründet war, zog Alles, was damals frisch, frei und fromm war in der Kirche, zumal die Jugend an sich heran. So wuchs sein Ansehen von Tag zu Tag. Er galt als der erste Theolog seiner Zeit. Seine Aussprüche hatten hohen Werth. Selbst Fürsten machten den ernstesten, frommen Mann zu ihrem Gewissensrath.

Den Hexenprocessen stand er allerdings nicht ganz entschieden gegenüber. Er konnte sie nur nicht leiden. Und doch hat er eigentlich denselben ein Ende gemacht, indem er den dummstolzen Aberglauben über den Haufen warf, der allein den Boden bildete, auf welchem solche Giftgewächse, wie Hexenglauben und Hexenprocesse, gedeihen und zur Blüthe kommen konnten.

Athemlos kam unser Heinrich an der Seniorenwohnung an. Die Entfernung war ziemlich beträchtlich, und der junge Mann in dem Sturm seiner Gefühle hatte sich nicht gesäumt. Er wurde als alter Bekannter und Freund des

Hauses sogleich vorgelassen. Es war ein bescheidenes Zimmer, in das er trat, und ein bescheidener Mann, der ihn empfing. Kein Mensch hätte in dem schwächlichen, anspruchslosen Mönchen den Senior der Frankfurter Geistlichkeit, den weltberühmten Spener gesucht. Erst wenn er eine Zeitlang in sein edles Gesicht geschaut, dann mußte er, warum man diesem Manne mit so grenzenlosem Vertrauen entgegenkam. Erst wenn er das klare, strahlende Auge unter der hohen Stirn hatte leuchten sehen, dann begriff er, wie dieser Mann so richtig die Schäden seiner Zeit erkannte.

Heinrich legte ihm sofort den Brief seines Vaters vor, und indem er die Unschuld seiner Mutter wiederholt be-theuerte, bat er ihn um Rathschläge und Hilfe, da er ganz rathlos und hilflos sei.

„Zuerst laffet uns beten,“ sagte der fromme Spener, tief ergriffen von dem Unglück seines jungen Freundes. „Der Herr soll erst Einsicht, Kraft und Vertrauen geben, und dann will ich Ihnen, lieber Wicht, Etwas mittheilen, was mir als ein wahrhaft wunderbares Zusammentreffen erscheint, und worin ich eine Aussicht auf Hilfe erblicke. Es ist mir fast, als ob der Herr helfen wollte.“

Spener betete lang und mit großer Kraft und Innigkeit. Der junge Heinrich fühlte sich so gestärkt und gekräftigt, daß er glaubte ruhig auch dem Schwersten entgegengehen zu können.

„Denken Sie an,“ fuhr hierauf Spener fort, „wie wun-

derbar! Heute morgen schickt mir Euer regierender Graf durch einen reitenden Boten ein Schreiben zu, worin er mich um Beruhigung bittet in allerhand Bedenken, die ihm wegen des Hexenprocesses aufgestiegen wären. Die vielen Todesurtheile, die er unterschreiben muß, lassen ihn Nachts nicht schlafen. Er glaubt stets den Geruch der Scheiterhaufen in der Nase zu spüren und das Schreien der Gefolterten zu hören. Merken Sie nicht Gottes Arbeit an seinem Herzen? Merken Sie nicht Gottes Plan? Warum mußte sich gerade der Graf an mich wenden in seinen Gewissensängsten? Warum mußten Sie heute Abend zu mir kommen in Ihrer Angelegenheit?" Spener riß in seiner Freudigkeit, die Gedanken Gottes errathen zu haben und seinem Freunde helfen zu können, auch den Jüngling ganz mit sich fort, so daß dieser in der Aussicht, die sich ihm eröffnete, fast allen Schmerz und Trauer verlor.

„Ich gebe Ihnen ein Schreiben mit,“ sagte Spener, „worin ich den Grafen nicht gerade zu hart angehe, um ihn nicht zu beleidigen, worin ich ihm aber gehörig das Gewissen schärfe. Mit diesem reisen Sie in Gottes Namen zu ihm und bitten ihn bei dieser Gelegenheit um Leben und Freiheit Ihrer Mutter. So wird es gehen. Ich werde Ihre Sache in unser gemeinschaftliches Abendgebet mit einschließen.“

Das Schreiben Spener's an den Grafen Johannes von Nassau Idstein findet sich noch gedruckt in seinen hinter-

lassenen Werken. *) Es beginnt folgendermaßen: „Daß der bisher geführte Hexenproceß bei Eurer Hochgräflichen Gnaden und andern guten Herzen das gewirkt, so viel eifriger zu beten und einen so viel größeren Abscheu vor der Sünde zu haben, ist göttlicher Absicht gemäß, welcher durch Alles in Allem das Gute befördern will.“ Dann aber erinnert er daran, daß es das Wichtigste sei (wichtiger, als Hexenprocessse zu führen), auf die eigene innere Reinigung des Herzens bedacht zu sein, indem wir geistig in allen Sünden befangen seien, die man den armen Hexen nachrede. „Gott,“ schließt er hierauf sein bedeutungsvolles Schreiben, „Gott regiere doch Allen, welche mit solchen gefährlichen Processen über eine oft dermaßen verborgene Sache umgehen, Herzen und Gemüther mit dem Geiste der Weisheit und des Verstandes, des Rathes und der Stärke, der Erkenntniß und der Furcht des Herrn, daß sie Alles reiflich unter sich erwägen und gleichwie gegen ungezweifelt Schuldige ihren Eifer sehen lassen, also sich sorgsamlich vorsehen mögen, daß Niemand Unschuldiges beschwert und dem Teufel auf andere Weise mit Unterdrückung derjenigen, denen er selbst feind wäre, Freude gemacht werde. Er zerstöre auch insgesamt das Reich der Bosheit und lasse die Erde demaleinst voll werden seiner Lehre. 1676.“

Den andern Morgen, noch ehe der Tag graute, ritt ein Reiter zu dem Thore Frankfurts hinaus auf der Straße, die nach Wiesbaden führt. Seine langen blonden Locken

* Theolg. Bedenken 4. B., S. 167.

flogen im Morgenwinde. So schnell auch sein Roß schon dahinflog, er spornte es immer noch zu eiligerem Laufe. Wir kennen den hastigen Reiter, wir wissen auch, was ihn so aneifert und anspornt. Es ist der junge Heinrich, der seine Mutter aus Gefängniß- und Todesnoth befreien will. Wird es ihm gelingen? Werden die Gedanken Gottes mit denen des frommen Spener zusammentreffen, oder sind sie höher und wunderbarer?

Der junge Wicht hatte sein Kößlein im goldenen Sann in Wiesbaden untergestellt und schickte sich eben an, den schweren und wichtigen Gang zu dem Grafen zu thun, da sah er, wie ein Berittener in des Grafen Uniform durch den Uhrthurm, den Michelsberg hinauffsprenge. Er mußte ihm unwillkürlich nachsehen. Wenn er gewußt hätte, was dieser Reiter in seinem ledernen Täschlein trug, er hätte ihm noch anders nachgesehen. Er wäre ihm vielleicht nachgesprenge und hätte es ihm entrissen.

Wir wissen, was er trug. Es hängt heute noch hinter Glas und Rahmen im Idsteiner Archiv als ein wichtiges und seltenes Actenstück. Dort lesen wir es heute noch mit Grausen:

„In Peinlichen Sachen Hochgräflich Nassau Saarbrück-
schen Fiscalis Amts-Anklägers an einem, entgegen und
wider Caeciliam¹, Ehren Pfarrers zu Hestrich Johannes
Wichten, peinlich Beklagten am andern Theil, Zauberey in
Actis angezogen, betreffend, Lasset der Hochgeborne Graf
und Herr, Herr Johannes Graf Johannes zu Nassau

Saarbrücken und Saarwerden, Herr zu Lahr, Wiesbaden und Idstein auf angestellte Inquisition und Anklage, beschehener Antwort und litis contestation, geführte Kundschaft, darauf gethane Geständniß, erfolgtem Rechtsatz und allem ahn- und vorbringen nach zu Recht erkennen, daß vermög allgemein Kaiserlicher Rechten und weiland Kaisers Caroli Quinti Peinliche Halsgerichtsordnung peinlich beklagt, ihr selbst zur wohlverdienten Strafe und andern zu einem abschrecklichen Exempel mit dem Feuer vom Leben zum Tod hinzurichten und zu verbrennen sei, Maßen die peinlich beklagte dazu hiermit erkannt und verdammt wird von Rechtswegen kraft seiner hochgräflichen Gnaden eigenhändiger Unterschrift und begedrucktem Sankley Secret Insiegels.

Publicatum Idstein, im Martius 1676.

Johannes

Graf von Nassau-Saarbrücken.

Das war's, was der Ketter in seinem Ledertäschlein trug, dem der junge Wicht unwillkürlich nachblicken mußte.

Eine Ahnung davon hatte Heinrich indessen nicht, sondern schritt, wenn auch wohl ein wenig verzagt, doch im Ganzen rüstig und voll Hoffnung die breiten Stufen der Schloß-treppe empor. Das Schreiben Speners in der Hand, öffnieten sich ihm rasch alle Thüren, und er stand, ehe er sich noch recht gesammelt hatte, vor dem Grafen. — Der Graf, eine hohe Gestalt mit ernstern, strengen Zügen, in die sich jedoch auch etwas gar Gutmüthiges einmischen konnte, be-

trachtete mit Wohlgefallen den schönen verwirrten Jüngling und sagte, indem er ihm den Brief aus den Händen nahm: „Wir hätten kaum noch auf eine Antwort zu rechnen gewagt. Der Senior hat sich sehr beeilt.“ Dann zog er sich mit dem Briefe ein wenig zurück. Er mußte ihn drei- bis viermal gelesen haben, ehe er wieder mit demselben zurückkam. Der junge Heinrich hatte vollständig Zeit, sich aus seiner Verlegenheit zu erholen. „Wer sind Sie?“ redete der Graf ihn an. „Ein Landeskind“, antwortete Heinrich, „das sich Ew. Hochgräfliche Gnaden zu Füßen wirft, um das Leben und die Freiheit seiner Mutter zu bitten. Ich bin der Sohn des Pfarrers Wicht von Heftrich und lege Fürbitte ein im Namen meines Vaters, in meinem und meiner Geschwister Namen für unsere gute Mutter, die man unschuldig als Hexe verklagt hat.“

„Unschuldig?“ sagte der Graf mit einem finsternen Zug in seinem Gesicht. „Stehen Sie doch auf. Ich kann nicht leiden, wenn man vor mir knieet.“

„Ja, unschuldig“, antwortete der junge Mann, indem er sich erhob. „Mein Vater hat mich verbannt aus der Heimath, und der Ranzleirath Bogt hat erklärt, daß ich nie eine Pfarrstelle in Ew. Gnaden Ländern erhalten würde, weil ich einmal ein Wort redete für die Unschuldigen, die das Gericht verurtheilen würde. Für die Unschuld meiner Mutter wage ich ungleich mehr. Die behaupte ich und stehe fest bei ihr, und wenn man mich gleich selbst als Hexenmeister den Scheiterhaufen besteigen läßt.“

Der Graf blickte streng in das begeisterte Gesicht des kühnen Jünglings. „Dafür könnte Rath's werden. Deine Mutter ist in der That eine Hexe nach ihrem eigenen Geständniß und nach dem Zeugniß dreier Zeugen, sogar ihrer eigenen Schwester. Das Gericht hat sie als solche erkannt, und ich habe ihr deßhalb heute Morgen nach genauer Untersuchung und Erwägung das Todesurtheil geschrieben. Wenn Du darnach sie noch für unschuldig erklärst, verfällst Du selbst dem Gericht. Doch soll in Anbetracht

„Nein, nein,“ rief der junge Wicht, den Grafen unterbrechend, „nehmet nur mein Leben hin. Was hat mein Leben noch für einen Werth, da ihm alle Treu und Glauben geraubt sind. Wem soll ich noch trauen und glauben, wenn ich der eigenen Mutter nicht mehr glauben und trauen darf? Möchten Sie, Herr Graf, es nie bereuen, was Sie heute gethan haben! Mögen die Todesurtheile, die Sie unterschrieben, nicht zu ebensoviel Anklageschriften für Sie werden am jüngsten Tag. Sie hatten ja auch einmal eine Mutter, Herr Graf“.

„Still, Knabe“, donnerte der Graf, „meine Mutter sollst Du nicht nennen, wo von Hexen die Rede ist. Gerade weil ich eine Mutter hatte und ich Deinen Schmerz zu beurtheilen vermag, habe ich Dich ungestraft ausreden lassen, aber jetzt ist es genug.“ — „Ich will kein unschuldig Blut vergießen, Gott ist mein Zeuge. Schon die Möglichkeit, daß ich es könnte, macht mich erstarren. Deßhalb habe ich mir in diesem Augenblick vorgenommen, das Hexengericht in Idstein

aufzuheben. Deine Mutter soll das letzte Opfer sein. Nach ihr soll Niemand mehr angeklagt werden. Allein sie kann ich nicht retten. Sie ist nach allen Vorschriften des Gesetzes als Hexe erkannt und verurtheilt.

Nur ihre Todesart kann ich mildern, und das soll auch geschehen. Sie soll statt verbrannt, enthauptet und auf dem Wolfsbacher Kirchhof beerdigt werden. Auch auf Dich will ich meine Gnade ausdehnen, Du gefällst mir wohl. Solche treue Söhne geben auch treue Seelsorger, und deren habe ich nicht genug im Land. Ich ernenne Dich jetzt schon zu Deines Vaters Nachfolger in Heftrich. Die Einsetzungskosten sollen aus dem gräflichen Schatze bestritten werden. Auch für Deine Geschwister werde ich Sorge tragen.“ — Der junge Heinrich wollte noch Etwas reden, aber der Graf winkte ihm strenge ab. Er war entlassen. — Und so sehen wir denselben Reiter, der den Morgen mit solcher Eile aus den Thoren Frankfurts herausgesprengt kam, den Abend ebenso eilig und hastig aus den Thoren Wiesbaden hinausprengen nach Idstein zu. Der Sohn, der seine Mutter nicht hatte retten können, wollte wenigstens bei ihr sein und sie trösten in ihrer Todesnoth. —

Es war ein erschütternder Auftritt, als sich nun Mutter und Sohn im Hexenthurm zum ersten Mal wieder sahen. Keines von Beiden konnte vor Schluchzen Anfangs zu Worte kommen. Auch der Stadthauptmann Post, der in eigener Person den jungen Wicht hinauf begleitet hatte, weinte im Stillen mit.

Am Ersten fand sich die Mutter wieder: „Gott segne Dich, mein braver Sohn, mein guter Heinrich, daß Du gekommen bist, mir in meinen letzten Stunden und Nöthen beizustehen.“ „Lieb Mütterlein, lieb Mütterlein!“ schluchzte der Jüngling, indem er sich seiner Mutter in den Arm warf. Ich hatte Dich retten wollen. Ich bin bei dem Grafen gewesen. Aber er hat es nicht gethan.“ „Du hast mich retten wollen, mein Kind, ich glaub's, ich glaub's. Aber es war zu spät. Ich hätte Dir es kaum noch gedankt. Ich habe abgeschlossen mit der Welt. Ich lebe schon halb im Himmel mit meinen Gedanken und Hoffnungen und Wünschen. Soll ich mich noch einmal heimisch machen auf der Erde für diese kurze Zeit? Wer so Schreckliches erlebt hat, wie ich, dem ist die Erde für immer verleidet, der kann in dieser Welt nicht mehr froh werden. — Aber sage mir, Heinrich, woher wußtest Du denn, daß ich gefangen saß?“

„Mein Vater hatte es geschrieben.“ — „Dein Vater hat es dir geschrieben? O, so ist er ja schon erfüllt, der heißeste Wunsch meiner Seele. So ist meines Mannes hartes Herz gebrochen. O Gott, daß du mich dieses hast erleben lassen! — Wenn er nur auch gleich zur Hand wäre, mein Johannes und alle die Kinder, daß wir hier oben zusammen das Friedens- und Versöhnungsfest feiern könnten!“ „Auch dieser Wunsch ist erfüllt,“ sagte der Stadthauptmann Post, indem er dem alten Pfarrer Wicht die Kerkerthür öffnete, hinter dem die freundliche Anna



nebst der ganzen Kinderschaar erschien. „O Gott, o Gott, du gibst mir viel in dieser Stunde“, rief freudig erregt die Pfarrfrau und wollte ihren Mann und ihre Kinder küssen und umarmen. Aber der alte Pfarrerwehrte sie ab: „Nicht so, nicht so, Cäcilia! So sollst Du den nicht empfangen, der Dich so grenzenlos unglücklich gemacht hat, der die erste Ursache ist, daß Du hier sitzt und den Tod erleiden mußt.“ Sie aber hielt ihm mit der Hand den Mund zu. „Schweige, Johannes, schweige, wenn Du mich nicht erst recht unglücklich machen willst. So kann ich Dich gar nicht hören. Du bist immer treu und gut gesinnt gewesen. Ein Wahn hatte Dich geblendet. Gott sei Dank, daß es wieder hell geworden ist vor Deinen Augen. Unser Sohn Heinrich hier“ Da merkte erst der Alte, daß auch sein Sohn im Gefängniß war und wollte auch diesen um Verzeihung bitten. Der kam ihm jedoch zuvor und umarmte und küßte ihn, daß er gar nicht zu Wort kommen konnte. „So ist's recht, Heinrich. Er soll sich nicht erniedrigen vor Dir. Der arme Mann hat genug gelitten. Sehet einmal, wie er so bleich, so abgemattet aussieht. — Du bist krank gewesen, Johannes?“ — Jetzt erfuhr sie erst, wie er so lange gelegen, und wie er jetzt noch so schwach und müde sei, daß er kaum predigen könne. „Ach Gott, seufzte sie, wenn doch Etwas dem grausamen Bogt das Herz rührte, daß er seinen Groll gegen den Heinrich aufgäbe, daß der jetzt Pfarrer in Heftrich und Dein Nachfolger werden könnte.“ „Dafür ist gesorgt,“ rief da Heinrich, — „dazu bin ich

bereits vom Grafen ernannt. Der Graf hat übrigens noch mehr gethan.“ Und nun wiederholte er Wort für Wort die Versprechungen desselben. „O du ewige Liebe im Himmel,“ betete daraufhin tief ergriffen die Pfarrfrau, „wie willst du mir das Sterben so leicht machen. Womit habe ich nur so viel Gnade verdient? Gerade das, wovor ich das meiste Grauen empfand: der Tod auf dem Scheiterhaufen, und daß meine Asche in alle Winde flöge, ist jetzt von mir genommen. Auch von der quälenden Sorge um die Kleinen, die mir manchen Kummer verursacht hat, bin ich befreit. Und selbst darf ich hoffen, daß Ihr Lieben nicht von gleichem Jammer getroffen werdet wie ich, da mein Tod den Hexenproceß abschließen soll. O, Gott was bist du so gut, so gut! Ich darf noch obendrein auf meinen Tod einen besonderen Werth legen. Er soll noch Gutes schaffen auf Erden, er soll den Opfern zugerechnet werden, die da fallen müssen, um bessere, leichtere Zeiten herbeizuführen. O wie mich das freut, daß mein Tod einen Inhalt bekommen hat.“ Heiße Dankesthränen liefen über ihre Wangen herunter. „Und nun hätte ich noch einen Wunsch auf Erden. Ich möchte gern eine Nachfolgerin haben. — Liebe, gute Anna komme einmal her, und auch Du, Heinrich. Anna, wenn ich jetzt sterbe, willst Du Pfarrfrau werden in Hestrich, willst Du meinem Sohne ein treues Weib, meinem Manne eine liebe Tochter, meinen Kindern eine sorgsame Mutter werden? Du brauchst nicht so sehr zu erröthen, Du schüchternes Kind. Ich kenne ja schon

längst Eure gegenseitige Neigung, und auch Deine Eltern sind es schon lange zufrieden. Ja, Kinder, gewährt mir noch diese Bitte, verlobet Euch jetzt, verlobet Euch hier vor meinen Augen, damit ich noch ruhiger mein Haupt dem Senker hinhalten kann.“ — Den beiden jungen Leuten sah man es an, wie sehr die Mutter ihrer Herzensneigung entgegengekommen war, und sie erfüllten darum mit Freuden ihre letzte Bitte.

So ward nicht blos in dem Hexenthurm ein Versöhnungsfest, sondern sogar ein Verlobungsfest gefeiert. Glaube und Liebe hatte diese Stätte des Fluchs geweiht und geheiligt. — Da bei solchen Hexen, die ein Geständniß abgelegt hatten, der Besuch der Angehörigen unverwehrt war, blieben die Pfarrersleute von Heftrich sämmtlich in Idstein, um noch recht oft bei der Mutter und Gattin zu sein. — Aber wenn die Frau Cäcilia gemeint hatte, sie hätte mit der Welt abgeschlossen, so fand sie durch den Umgang mit den Ihrigen, wie viele und wie feste Bande der Liebe noch durchschnitten werden mußten, und den gehobenen, freudigen Stunden folgten Stunden der größten Niedergeschlagenheit und des Kleinmuths.

Indessen als der verhängnißvolle Tag der Hinrichtung hereinbrach, der 23. März 1676, da war sie stark und getrost. Auf die starken Schultern ihres Sohnes Heinrich gelehnt, hörte sie mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme den Trostworten und Gebeten der Geistlichen zu, die sie bis zu ihrem letzten Augenblick umgaben. Es war ein

sonniger Frühlingstag, die Vögel schwirren in der Luft, und in den Wäldern und Wiesen sproßte und regte sich neues Leben.

Eine unabsehbare Menschenmenge hatte sich aus weiter Ferne versammelt, um die Hinrichtung der Pfarrfrau mit anzusehen. Der Stadthauptmann Post hatte seine liebe Noth, um gute Ordnung aufrecht zu erhalten. Er mußte mit seinen Soldaten Spalier bilden, zumal nach der Obergasse zu, um den Marktplatz besonders vor dem Rathhause frei zu halten. Denn vor dem Rathhause waren Tische aufgestellt, an denen das Blutgericht saß. Vierzehn Blutschöffen waren ausgewählt, um das Todesurtheil zu verkündigen. Noch stehen ihre Namen in den Acten. Als das Blutgericht Platz genommen hatte, wurde die unglückliche Frau demselben vorgeführt. Sie sah zwar blaß aus, aber ihr Auge strahlte, und ihre Haltung war würdevoll. Noch einmal wurde sie von dem Vorsitzenden der Blutschöffen gefragt, ob sie noch Etwas zu bemerken habe. Und als sie dazu den Kopf schüttelte und sagte, sie setze ihre ganze Hoffnung auf den Himmel, wurde ihr das bekannte Todesurtheil des Grafen vorgelesen, und als dieses vorgelesen war, ward ihr die Begnadigung der Hinrichtung durch das Schwert angekündigt. Hierauf erhoben sich feierlich sämtliche Blutschöffen. Der Vorsitzende brach den Stab und warf ihr denselben vor die Füße. Sie war dadurch unabänderlich dem Tode geweiht. Damit setzte sich auch zugleich der Zug zur Gerichtsstätte in Bewegung.

Voran zogen die Soldaten mit Trommel und Zwergpfeife. Dann kam der Cantor und die Schuljugend. Hinter diesen ging dann die Pfarrfrau mit ihrer Begleitung. Als sie sich dem Zuge angeschlossen, ertönten alsbald auch die schauerlichen Töne des Arm-Sünderglöckleins.

Oft mußten die Verurtheilten gefahren werden, weil die Angst vor der Hinrichtung sie zum Gehen unfähig machte. Aber die starke Pfarrfrau ging zwischen ihrem Sohne und ihrem Manne. Der Richtplatz lag vor der Stadt im Freien. Als die Frau Cäcilia den schönen Frühlingstag gewahr wurde, sagte sie: „Jetzt wird ein schönerer Frühling für mich im Himmel anbrechen, und auch bei Euch in Heftrich wird es wieder Frühling werden. Du wirst noch einen schönen Lebensabend haben, Johannes! Die gute Anna wird Dich pflegen und versorgen. Sie wird mich bald in allen Stücken ersetzen. Die Kinder werden heranblühen. Und hier unser starker Heinrich mit dem hellen Kopfe und dem treuen, frommen Herzen wird Alles recht führen und leiten. Er ist ein guter Steuermann, der Euer Schifflein glatt und sicher durch die Wellen lenken wird.“

Auf dem Schaffot umarmte sie noch einmal Gemahl und Sohn. Zu ihrem Manne sagte sie: „Du bist nicht schuld, Johannes, daß ich sterbe. Die Schuld trägt allein unsre verblendete, arge Zeit. Gott der Gnadenreiche hat Dir schon längst Deinen wohlgemeinten Irrthum verziehen. Lebe wohl, lebe wohl.“ Zu ihrem Sohne sprach sie: „Heinrich, Dir überlasse ich die Sorge für Deinen Vater und

Deine Geschwister, Du hast mich stets erfreut, mein Kind, laß mich auch fürder mit Wohlgefallen auf Dich heruntersehen. Die Anna und die Kinder küsse in meinem Namen und bringe ihnen meinen letzten Gruß und den Segen ihrer sterbenden Mütter". —

Es wollte ihr nach diesen angreifenden Worten schwach werden, aber ihr Sohn hielt ihr zum Trost und zur Stärkung ein Bildniß des sterbenden Heilandes, das er zu diesem Zwecke mitgenommen hatte, vor das Auge. „Ja, Herr, ich folge dir,“ rief sie: „Ich befehle meinen Geist in deine Gnadenhände.“ Darauf verrichtete der Scharfrichter Hans Leonhard von Neuhof sein blutiges Amt.

Ihr Leichnam ward Anfangs auf dem Wolfsbacher Kirchhof beerdigt. Später aber durfte sie durch die Gnade des Grafen ausgegraben werden. Und sie fand ihre letzte Ruhe auf dem längst ausgewählten sonnigen Plätzchen zu Heftrich neben ihren Kindern, wo lange Zeit auf einem steinernen Grabmale ihre Lebensschicksale und ihr seliges Ende zu lesen waren, sowie die Worte: Der Glaube wird als die herrlichste Himmelspflanze erachtet, so er aus demüthigem Herzen kommt und mit der Liebe gepaaret ist, denn er erweist sich als ein rechter Trost in jeglichen Leiden und Nöthen, als ein mächtiger Sieg, der die Welt überwindet und Frieden im Gewissen schafft, und als das einzige und kräftige Mittel, die himmlische Seligkeit zu gewinnen; aber so er den Hochmuth nähret und die blinde Leidenschaft, den Haß erzeugt und die Verdammungssucht

und das fanatische Wesen und Greuel, muß er gerechnet werden als ein Gewächs der Hölle, denn er schafft hier unten nichts, als eitel Unsegen und Unheil, und drüben die ewige Verdammniß.

Gott schenke und bewahre uns einen einfältigen, demüthigen Herzensglauben! — Amen.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden:

Robinson der Jüngere

von

Joachim Heinrich Campe.

Für das Volk und die Jugend

neu bearbeitet von

W. D. von Horn,

(W. Oertel)

dem Spinnstuhenschreiber.

Mit vier Stahlstichen. 20 Bogen. Elegant gebunden.

Preis nur 15 Sgr.

Die Gespräche sind in dieser neuen Bearbeitung weggefallen, da solche doch nicht wirkten, was sie wirken sollten, weil erfahrungsgemäß meistens grade die fähigen Kinder dieselben bei der spannenden Geschichte überschlagen haben.

Dagegen ist das Resultat der Gespräche — die Belehrung — in den ungestörten Gang der Geschichte verflochten, und daß dies auf religiös-sittlichem Boden in richtiger Form geschehet, dafür mag der Name des Verfassers eine Garantie geben.